



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Lessings sämtliche Werke

in 20 Bänden

Kleinere Abhandlungen zur deutschen Sprache und Litteratur [u.a.]

Lessing, Gotthold Ephraim

Stuttgart, [1885?]

Ueber die sogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger

[urn:nbn:de:hbz:466:1-65850](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-65850)

Ueber die sogenannten Fabeln aus den Beiten der Minnesinger.

Erste Entdeckung.

Die Gelehrten in der Schweiz, welche sich um den schwäbischen Zeitraum der deutschen Dichtkunst so sehr verdient gemacht haben, schickten, ehe sie mit der großen Manessischen Sammlung von Minneliedern an das Licht traten, zum Vorschmack einen Band alter Fabeln voraus, die sie ungefähr aus den nämlichen Jahren zu sein urtheilten. Wer nicht ganz ein Fremdling in der Geschichte unserer Litteratur ist, der kennet diese Fabeln, die unter dem Titel: Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger, im Jahre 1757 zu Zürich in Oktav herauskam und von allen, die Einfalt und Wahrheit in einer echten und lautern Sprache zu schätzen wissen, mit so vielem Danke aufgenommen wurden.

Damals glaubten die Herausgeber und glauben es ohne Zweifel noch, daß sie der Welt an diesen Fabeln etwas geliefert, was ihr so gut als völlig neu sein müsse. Sie hielten sich nämlich für versichert, daß außer der Hälfte derselben, welche der Straßburgische Professor Joh. Geo. Scherz von 1704 bis 1710 in elf akademischen Dissertationen mit einem weitläufigen Kommentar abdrucken lassen, sonst nichts davon im Druck erschienen sei und sie also diejenigen wären, welche das Ganze zuerst aus ihren Handschriften bekannt machten.

Wenn Herausgeber so etwas glauben, so glaubt es die Welt natürlicherweise mit; denn man nimmt an, daß Herausgeber nicht unterlassen, so genaue Kundschaft als möglich desfalls einzuziehen. Ich wüßte daher auch nicht, daß von irgend jemanden den Herren Schweizern die Ehre der ersten vollständigen Bekanntmachung benannter Fabeln wäre abgestritten worden, und ich selbst bin länger als zehn Jahre der festen Meinung gewesen, daß sie ihnen auch nicht abzustreiten stehe.

Denn nur erst 1769 geriet ich auf den Verdacht, daß es doch wohl eben diese Fabeln sein könnten, welche schon längst einmal gedruckt gewesen und schon längst wieder vergessen worden. Ich bekenne es mit Vergnügen, wer mich auf die Spur dieses Verdachts geholfen.

Es war der Herr von Heineke, in seiner Nachricht von einer gelehrten Reise, die er das Jahr vorher durch Niedersachsen und Holland unternommen hatte. *) Da es ihm damit vornehmlich um die Aufklärung des Ursprungs der Druckerei zu thun gewesen war (besonders, in sofern sie in der alten Formenschniderei zu suchen) und er in solcher Absicht alle dahin einschlagende Seltenheiten, welche in den Bibliotheken dasiger Gegend aufbewahret werden, in Augenschein genommen hatte, so war ihm unter denen, welche ihm die Bibliothek zu Wolfenbüttel in Menge anbot, auch ein deutsches Fabelbuch mit Holzschnitten vorgekommen, in welchem auf dem letzten Blatte steht, daß es zu Bamberg 1461 geendet worden, und welches er daher näher zu beschreiben für wert hielt.

Ich will damit nicht sagen, daß der Herr von Heineke der erste oder einzige gewesen, der dieses alte Fabelbuch gekannt und seiner Aufmerksamkeit gewürdiget hätte. Es war schon vor ihm von verschiedenen Bücherkennern angeführet worden, besonders vom Johann Saubertus in dem Anhang seiner Geschichte der Nürnbergschen Bibliothek, wo er die ersten Drucke dieses Bücherschatzes anzeigt und es für ein Werk hält, das nicht mit beweglichen Buchstaben gesetzt, sondern von eingeschnittenen Tafeln abgedruckt worden.**) Allein weder Saubertus noch sonst jemand hatte etwas daraus mitgeteilet, woraus der nähere Inhalt zu schließen gewesen wäre, und nur der Herr von Heineke hatte die Aufmerksamkeit, dieses zu thun und dadurch den Weg zu einer Entdeckung zu bahnen, durch den das alte Buch noch einen weit größern Wert erhält, als ihm von der typographischen Seite gebühret. Er führte nämlich die ersten Zeilen der ersten Fabel daraus an:

„Einsmals ein Affe kam gerant
Da es viel guter muse fand“ u. s. w.

Und nun hätte ich die Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger viel weniger müssen gelesen haben, als ich sie wirklich gelesen hatte, wenn mir nicht sogleich hätte einfallen sollen, daß diese zwei Zeilen ja wohl auch der Anfang der allerersten Fabel von ihnen wären. Denn daß muse für nusse, es für er verdruckt sei, das verstand sich von selbst. Was war also natürlicher als der Gedanke, ob das Bambergische Fabelbuch nicht wohl noch mehrere von jenen Fabeln enthielte, ja, ob es wohl nicht gar im Grunde weiter nichts als ein früher unbekannter Abdruck derselben sei?

Ich hätte gleich damals durch meine Freunde in Braunschweig sehr bald und leicht hinter die wahre Beschaffenheit kommen können. Doch, dachte ich, wer will eine jede solcher Spuren selbst verfolgen? Hier ist deutlich genug darauf gewiesen, der Fingerzeig wird mehreren in die Augen fallen, und wir werden bald hören, woran wir sind.

*) Nachrichten von Künstlern und Kunst-Sachen, Teil II. S. 21.

**) Jo. Sauberti *Historia Bibliothecae Resp. Noribergensis*. Norib. 1643 in 12mo, p. 116.

Nur als ich selbst nach Wolfenbüttel kam, erinnerte ich mich sogleich, daß das, wovon ich ganz gewiß vermutet hatte, daß es auch ohne mich geschehen würde, dennoch bisher unterblieben sei. Und da wäre es denn ohnstreitig mehr Lässigkeit als Enthaltung gewesen, wenn ich es nicht mit eines von meinen Ersten sein lassen, mich auch hierüber durch meine eigene Augen des Gewissern zu belehren.

Es geschah, und mit dem ersten Blicke, den ich auf das alte Buch warf, war die Sache entschieden. Ich fand nämlich zu meiner nicht geringen Freude in der That und Wahrheit, daß dieses zu Bamberg schon 1461 gedruckte Fabelbuch schlechterdings nichts anders als eben die Sammlung alter Fabeln ist, welche erst Scherz und dann die Schweizer herausgegeben, unwissend, daß man ihnen längst damit zugekommen und daß der alte Dichter, den sie ihres Fleißes für so wert hielten, gleich im Anfange der Buchdruckerei für würdig geachtet worden, durch die neuerfundene Kunst allgemeiner bekannt gemacht zu werden. Oder wenn dieses die Sache nicht war — wie man denn auch wohl schwerlich behaupten kann, daß alle Bücher, welche zuerst gedruckt wurden, auch zuerst gedruckt zu werden verdienten —, so erhellet doch wenigstens aus dem so schleunigen Abdrucke dieser Fabeln, daß sie damals ein Buch gewesen, welches viel gelesen ward; denn wenn die Wahl der ersten Drucker schon nicht immer auf die besten Bücher fiel, so fiel sie doch sicherlich immer auf die gangbarsten.

Eine Anmerkung dringt sich hier mir zu lebhaft auf, als daß ich sie ganz verschweigen sollte. — Wie wenig man sieht, wenn man nur das sieht, was man sehen will! wenn man für nichts Augen hat als für seinen Kram! Und wie bekannt etwas sein kann und zugleich wie unbekannt! — Als erster Druck war unser Fabelbuch bekannt genug; nur als das, was es eigentlich ist, war es so unbekannt, daß es völlig ungerügt einmal und zweimal als etwas ganz Neues aus Handschriften konnte und durfte gedruckt werden. Das macht, der Litterator verachtet meistens den Poeten, und der Poet lacht gemeiniglich über den Litterator. Jeder begnügt sich, um seine Welle zu gehen wie ein geblendeter Gaul. —

Wer sich indes auf die Seltenheit eines deutschen Druckes von 1461 versteht, wird leicht begreifen, daß weder Scherzen noch den Herren Schweizern aus ihrer Unwissenheit ein Vorwurf zu machen. Es wäre sonst eben, als ob man von ihnen verlangte, daß sie auch alle Handschriften sollten gekannt haben, die von den nämlichen Fabeln hin und wider in Bibliotheken annoch verborgen liegen. Denn wahrlich ist ein so früher Druck an Seltenheit einer Handschrift vollkommen gleich, und der insbesondere, von dem die Rede ist, wohl noch gar ihr weit daran vorzuziehen. Denn Handschriften von diesen Fabeln kenne ich doch wenigstens sechs, da ich hingegen von der Bamberger gedruckten Ausgabe ein zweites Exemplar außer dem unsrigen nicht nachzuweisen wüßte. Wenigstens macht es mir

der Herr von Heineke ungewiß, ob dasjenige Exemplar, welches Saubertus doch wohl gesehen haben, amoch in der Nürnbergischen Bibliothek befindlich ist, oder ob es gar jemals daselbst vorhanden gewesen.*)

Was aber, wie gesagt, jenen Gelehrten nicht zu verübeln stehet, das würde einem Bibliothekar, der eine so einzige Merkwürdigkeit unter seinem Beschlusse hat, sehr zu verdenken sein. Denn von diesem verlangt man sogar, daß er gelegentlich Meldung davon thue, wenn man ihm anders zutrauen soll, daß er das, was er bewachet, auch kenne. Und daher glaube ich denn mit folgender Nachricht selbst bei denen keinen Undank zu verdienen, die ihr schriftstellerisches Verdienst um eine Kleinigkeit dadurch geschmälert finden dürften.

— Also zuvörderst das Aeußerliche und Materielle des Buchs zu beschreiben, so setze ich zu dem, was der Herr von Heineke bereits von dem Formate und den eingedruckten Holzschnitten desselben gesagt hat, noch dieses hinzu.***) — Das Papier ist von ziemlicher Stärke, aber nicht von besonderer Weiße und hat zum Zeichen den aus den Mainzischen alten Drucken so bekannten Ochsenkopf. Ich merke dieses darum an, weil es sonach ein sichtbarer Beweis ist, daß besagtes Zeichen nicht schlechterdings einen Faustschen Druck beweiset, wie Naudäus behaupten wollen; welcher Behauptung die Kenner zwar ihren Zweifel, aber doch, so viel ich weiß, noch kein wirkliches Beispiel entgegengesetzt haben.****) — Die Blätter, deren in allem achtundachtzig sind, haben überhaupt keines von den Merkzeichen, durch welche ihre Folge bestimmt und die Zusammenbindung erleichtert wird. Sie sind weder paginiert noch gezählt, ohne Rustos und Signatur; daher es um so weniger zu verwundern, daß sie hier und da verbunden worden. — Die Schrift ist eine plumpe stumpfe Fraktur, fast so groß als die, welche in den Formatbüchern Doppelmittelfraktur heißt. Dem ersten Ansehen nach sollte man sie für eben die Schrift halten, aus welcher Konrad Kacheloven seinen Donat gedruckt hat. Doch bei genauer Betrachtung findet man diese etwas stärker und in den Zügen einiger großen Buchstaben verschieden; zwar immer noch wenig genug, um das Deutsche für Lateinisch und das Lateinische für Deutsch zu halten. — Die Verse sind nicht abgesetzt, sondern laufen wie Prosa in einem fort und machen der Zeilen auf jeder Seite, die durch keinen Holzschnitt unterbrochen ist, fünfundzwanzig. — Die Anfangs-

*) Nämlich in einem neuen Werke (*Idée générale d'une Collection complète d'Estampes etc.*, à Vienne 1771, p. 275), in welchem er die in den Nachrichten von Künstlern und Kunst-Sachen erteilte Beschreibung mit einigen Zusätzen wiederholt hat.

**) Nämlich daß es in klein Folio sei und über jeder Fabel ein Holzschnitt stehe, dergleichen er einen kopieren und ihn sowohl seinen Nachrichten als dem angeführten französischen Werke beidrucken lassen.

****) *Christ. Gottl. Schwarzii Exercitatio, qua primaria quaedam documenta de Origine Typographiae illustrantur*, pag. 45.

buchstaben einer jeden Fabel sind rot hineingeschrieben; mit welcher roten Tinte oder Farbe denn auch die ersten großen Buchstaben eines jeden Verses ziemlich stark durchstrichen sind, als wodurch, die illuminierten Holzschnitte mit dazu genommen, das Ganze einen sehr bunten Anblick macht. Von diesen Holzschnitten ist noch zu merken, daß der Mann in dem langen zugegürteten Rocke, mit der rechten Hand auf etwas weisend, wie er in der Probe, welche der Herr von Heineke davon nachschneiden lassen, neben den eigentlichen Figuren der Fabel in einer besondern Einfassung stehet, daß, sage ich, dieser Mann eben so auch bei allen übrigen Bildern vor einer jeden Fabel zu sehen und ohne Zweifel den auf seinen Vorwurf zeigenden Dichter vorstellen soll. — An Unterscheidungszeichen ist keines gebraucht als das Punkt, und auch dieses kömmt nicht da vor, wo es der Verstand erfordert, sondern stehet am Ende eines jeden Verses, der Verstand mag eine Unterscheidung leiden oder nicht. — Die Fabeln selbst sind gleichfalls nicht numerieret und ohne alle Anzeige des Inhalts. — Daß kein Titelblatt vorhanden, brauche ich kaum zu sagen, aber es zeigt sich auch sonst keine Spur von irgend einer Aufschrift, die das Buch geführet oder führen könnte, selbst in den Schlußzeilen nicht, in welchen dergleichen doch sonst vorzukommen pfleget. Diese waren vor dem Herrn von Heineke auch bereits vom Saubertus angeführet und lauten so:

„Zu bamberg dies puchleyn geendet ist
 Nach der gepurt unsers herren ihesu crist
 Do man zalt tausend unde vierhundert jar
 Und ym einundsechzigsten das ist war
 An fant valenteins tag
 Gott behut uns vor seiner plag. Amen.“

Die Jahrzahl, die hier angegeben wird, ist außerordentlich früh, und noch mehr muß der Ort befremden, wo das puchleyn geendet sein soll. Denn der gedruckten Bücher waren 1461 überhaupt noch so wenige, und unter diesen wenigen findet sich kein einziges, von dem man nur mit Wahrscheinlichkeit behaupten könne, daß es außer Mainz gedruckt wäre. Bamberg müßte sonach nicht allein mit unter den ersten Städten Deutschlands sein, in welche sich die Druckerei verbreitet hätte, worunter sie die alte Kölnische Chronike doch nicht rechnet, sondern sie müßte schlechterdings die allererste sein; denn selbst von Straßburg findet sich kein früherer Druck als von 1466. Gleichwohl trifft man auch sonst kein Buch an, das um diese Zeit zu Bamberg gedruckt wäre, und nach dem Verzeichnisse des Pr. Marchand*) ist das erste, welches in dieser

*) *Histoire de l'origine et des premiers Progrès de l'Imprimerie, Part. I.*
 p. 86.

Stadt ans Licht getreten, von 1491. Sollte es möglich sein, daß eine so nützliche und damals so einträgliche Kunst, welche so geschwind daselbst bekannt geworden, auch wiederum so geschwind ins Stecken geraten wäre? Und dieses ist denn auch wohl die vornehmste Ursache, warum man unser Fabelbuch lieber für eine von jenen Vorspielungen der Druckerei als für ein wirklich gedrucktes Werk halten wollen. In wieweit aber der Augenschein diese Vermutung begünstige, will ich hier nicht untersuchen. Genug, daß, wenn er auch gänzlich darwider wäre und man noch so offenbare Merkmale gegossener Buchstaben fände, wo andere nichts als geschnittene Tafeln zu erkennen geglaubt, man darum doch noch keinen Grund hat, die ganze Unterschrift in Zweifel zu ziehen. Anfangs zwar scheint selbst der Herr von Heineke hierzu nicht ungeneigt gewesen zu sein, und wenigstens wollte er ein Mißverständnis dabei argwohnen. Denn er sagt in seinen Nachrichten, „es lasse sich nicht behaupten, daß unser Fabelbuch wirklich 1461 zu Bamberg gedruckt worden; es stehe bloß da, es sei in diesem Jahre daselbst geendet worden, welches von der Fertigigung des Buchs eigentlich gelte.“ Nun weiß ich wohl, daß einige Data alter Abdrücke auf diese Weise zu verstehen sind, und aus dem Worte geendet ist freilich nichts für den Druck zu schließen. Doch gewiß auch nichts darwider, und wenigstens müßte, wenn es ja nicht auf den Druck gehen sollte, sodann nicht die Fertigigung des Buchs, sondern lediglich die Fertigigung der Abschrift des Buchs, welche der Drucker vor sich gehabt, damit gemeinet sein. Denn das Buch selbst, die Fabeln selbst, sind ohnstreitig weit älter; welches so viele Handschriften auf die unwidersprechlichste Art bezeugen. Doch es ist unnötig, noch ist diese Erinnerung gegen den Herrn von Heineke zu machen, da er selber in seinem neueren französischen Werke auf seinem Argwohne nicht besteht, sondern es für gar nicht unmöglich erklärt, daß Bamberg eine von den ersten Städten, nach Mainz, gewesen, in welchen die Druckerei getrieben worden.*) Aber auch, dürfte man fragen, in der Vollkommenheit getrieben worden, zu welcher der Herr von Heineke will, daß die Formenschniderei sogleich übergegangen? Denn wenn unser Fabelbuch nicht von geschnittenen Tafeln abgedruckt ist, so dürfte man doch wenigstens glauben wollen, daß es mit hölzernen beweglichen Buchstaben gesetzt worden; und diese hölzernen Buchstaben sind es, welche der Herr von Heineke gänzlich aus der Geschichte der Druckerei will ausgethan wissen. Es ist schwer, einem Manne von seiner Erfahrung in solchen Dingen etwas entgegenzusetzen zu können, was ihm nicht längst bekannt sei. Und dennoch will ich es vielleicht ein andermal wagen, ihm einige Bemerkungen vorzulegen, die gedachter seiner Hypothes entgegenstehen und sich mehr auf eine Art von Zeugnissen als auf mißliche Beurteilungen des Auges gründen.

*) *Idee générale*, p. 277.

Vor igt liegt mir an allem diesen nichts; genug, das Buch ist da, mag es doch entstanden sein, wie es will. Ich komme vielmehr auf das Hauptwerk, welches der Text ist.

Seinen Inhalt brauche ich meinen Lesern nicht bekannt zu machen, sondern allein das Verhältnis, in welchem er mit dem Texte stehet, den uns die Schweizer gegeben haben. Dieses aber kann nicht besser geschehen als durch Proben, aus deren Vergleichung ein jeder selbst urtheilen kann, wie weit er sich an Sprache und Rechtschreibung von dem neuen aus sorgfältig verglichenen Manuscripten gelieferten Zürcher Abdrucke entfernt, und um wie viel der eine dem andern an Richtigkeit und Vollständigkeit entweder vorzuziehen oder nachzusetzen. Ich will also ohne alle Wahl, so wie das Buch auffällt, einige Fabeln, mit möglichster Sorgfalt Buchstabe für Buchstabe kopieret, hier mittheilen und von der ersten den Anfang machen.

I.

- Einmals ein affe kam gerant
 Do er viel guter nusse vant
 Der hette er gessen gerne
 Im was gesagt von dem kerne
5. Der wer gar lustiglich unde gut
 Beswert was sein thumer mut
 Do er der pitterkeit entpfant
 Der schalen darnach zu hant
 Begreiff er der schalen hertikeit
10. Von den nussen ist mir geseit
 Sprach er das ist mir worden kunt
 Si haben mir verhonet meinen munt
 Hyn warff er sie zu derselben fart
 Der kerne der nusse im nye wart.
15. Demselben affen sein gleich
 Beide jung arm unde reich
 Die durch kurze pitterkeit
 Verschmehen lange sußikeit
 Wenne man das feuer entzunten will
20. So wirt des Rauches dick zu vil
 Der thut einem in den augen we
 Wenn man darzu bleset mee
 Biß es entzundet wirt wol
 Und dan hiß gibt als es sol
25. Das feuer sich kaum erwigt
 Das es hize und licht gibt
 Also ist es umb geistlichs leben
 Welches mensch sich got will ergeben
 Der muß haben gros leiden
30. Und viel dinges vermeiden

- Darnach in viel mancher hertikeit
 Im ein anfang ist bereit
 Ge das feuer der myne
 Im entzündet sein sine
35. Hieran mag gedenken wol
 Der mensch der got dienen sol
 Der sol durch keinerley ablan
 Er sol am stetem dinst bestan.

Ich will, wie gesagt, die Vergleichung dem Leser selbst überlassen. Wenn er aber finden sollte, daß sie ein wenig sehr zum Nachteil des alten Bambergischen Druckes ausfalle, daß in dem neuen Zürcher verschiedene Zeilen weit geschmeidiger und verständlicher aus den Handschriften geliefert worden, so wird er doch auch nicht in Abrede sein, daß hinwiederum in jenem eines und das andere vorkömmt, welches offenbar das Bessere ist und von den letzten Herausgebern hätte genuzet werden können. Wenn z. E. die schweizerische Ausgabe in der 14ten Zeile liest:

„Die muß der ferne im nit wart,“

klingt dieses in unserer nicht weit besser und dem Verstande gemäßer:

„Der ferne der nusse im nye wart?“

Denn man sagt doch wohl ohnstreitig: der Kern der Nuß, und nicht: die Nuß des Kernes. Auch daß bei uns die beiden Zeilen, welche dort auf die 34ste folgen:

„Und im trostlich muige wesen
 Als wir diß hörent lesen,“

gänzlich mangeln, ist zu loben. Denn sie sind so überflüssig und zeigen von so einer elenden Flickerei, daß sie unmöglich von dem Verfasser herkommen können. — Eine zweite Probe sei die neunte Fabel der neuesten Ausgabe, welche in unsrer die achte ist.

IX. (8.)

- Vier gesellen kometen über ein
 Das es alles sol sein gemein
 Was sie der iagten auf der heide
 Beide groß unde cleine
5. Das ein was ein lewe freysam
 Ein geis ein ochse was zam
 Ein schaf der vierd geselle was
 Sie lebten am ersten ane haß
 Ein hirs begegnet in do
10. Do wurden sye gar fro
 Do der von in gefangen wart
 Do wart nicht lenger gespirt

- Er wart zu haben schir
 Unde geteilet in vier
15. Do sprach der lewe freißam
 Den ersten teil den muß ich han
 Das sol mir durch mein adelkeit
 Vor euch allen sein bereit
 Das andre gibt mir mein krafft
20. Und meyn grose meisterschafft
 Das dritte soll mir nicht engan
 Wan ich am allermeisten gevodhten han.
 Mir beleib dann der vierde teil
 Die freuntschafft lies ich anders feil
25. Die wir zusamen haben geschworn
 Sie vorchten alle des lewen zorn
 Die teil musten sie ym alle lan.
 Und musten hungerig von danen gan

- Es geschicht unde ist auch recht
30. Wo sich gleichen wil der knecht
 Dem herren durch sein thumen mut
 Das schadt ym unde ist nicht gut
 Mit herren weichsel essen
 Wan sie haben sich des vermessen
35. Der sich nicht davor huten wil
 Sie werffen in mit weichseln stil
 Die herren sprechen wenn man teilen sol
 Ich gan dir deines rechten wol
 Hab dir das kalb las mir die ku
40. Ich nym dir anders was du hast darzu
 Also wirt der arme betrogen
 Und von den gewaltigen an gelogen
 Das mag anders nicht gewesen
 Vor gewalt mag nymant genesen
45. Wan gewalt get fur recht
 Und wo sein sulch knechte
 Die des nit wollen abegan
 Die kunnen die lenge nicht bestan.

Auch von dieser Fabel gilt, was ich von der ersten gesagt habe. Auch hier gibt unser alter Druck verschiedne Kleinigkeiten an die Hand, die eher so, als so wie die Schweizer sie lesen, aus der Feder des Dichters werden geflossen sein. Wer zweifelt z. B. an der 7ten und 8ten Zeile, die bei jenen weit leerer und kahler so lautet:

„Ein schaff der vierd geselle was
 Als ich an einem buoche las?“

Es ist der nämliche Lückenbüßer und Reimfüller, der in der vorigen Fabel bei uns ganz weggeblieben war und in dieser bei uns mit einem so schönen und passenden Umstande ersetzt ist, daß, wenn der Dichter auch nicht wirklich so geschrieben:

„Ein schaf der vierd gefelle was
Sie lebten am ersten ane haß,“

er doch ohnstreitig so hätte schreiben sollen. — Ich glaube nicht, daß es nötig sein wird, noch mehr als eine einzige Probe anzuführen, die ich jedoch mit Rücksicht auf einen anderweitigen Umstand wählen will. Es ist die bekannte Fabel von dem Vater, dem Sohne und ihrem Esel, nach der Ordnung die zweiundfunfzigste in der neuen und die sechsundvierzigste in unsrer alten Ausgabe.

LII. (46.)

- Eins mals zu marktē fur ein man
 Seinen sun er zu ym nam
 Einen esel darzu das
 Er dester gereiten mochte das
 5. Auff den esel saß der man
 Seyn sun muste gan
 Mit ym er het zu reiten nicht
 Nu fugt es sich von geschicht
 Das ym leut entgegen kamen
 10. Die groß wunder namen
 Sie sprachen alle wie der man
 Reit und lest den jungen gan
 Ließ er den knaben reiten
 Und lief dem knaben pei der seiten
 15. Daran thet er vil paß
 Do der alt erhoret das
 Von dem esel saß er do
 Der jung saß auff und was fro
 Der ein zu dem andern sprach
 20. Do er den knaben reiten sach
 Wart getreuer gefelle meyn
 Der alt mag wol ein narre sein
 Das er lest reiten den knaben
 Der solt laufen und traben
 25. Und solt der alt reiten
 Bil kaum mocht er gepeiten
 Das der alt auff den esel kam
 Zu dem knaben und reiten hin dan
 Den esel riten sie peide
 30. Das wart in schir zu leide
 Do ym die leut bekommen

- Numer dun nomen
 Sprachen sie alle sehet an
 Wie thut der alt man
35. Sich gesetzt hat auff das eseleyn
 Er und auch das knebleyn
 Sie wollen den esel haben tot
 Zwar es thut ym kein not
 Der alt solt rue han
40. Und solt den jungen laßen gan
 Die rede also geschach
 Der vater zu dem sun sprach
 Wol abe wir wollen peide gan
 Der esel auch soll rue han
45. Do komen die frauen und die man
 Sie sprachen alle nu sehet an
 Wo torecht die peide sint
 Der alte man und auch sein kint
 Das ir nicht syn zu reiten hat
50. Der esel der doch ledig gat
 Da sprach der vater sun bilan
 Wir wollen peide zu fuß gan
 Und wollen den esel tragen
 Was dann die leut werden sagen
55. Sie wurffen den esel nider
 Zusamen punten sie ym sein gelider
 Und hingen in an ein stangen groß
 Den esel es sere verdroß
 Er wer vil lieber gegangen
60. Das er must an der stangen hangen
 Nu wol auff der vater sprach
 Der sun vil jemerlich sach
 Das er den esel must tragen
 Dy leute begunden zu sagen
65. Man sicht wol das sie narren sint
 An wizen sint sie peide blint
 Do das der alt sach
 Das ym nymand wol sprach
 Seuffzen er sere began
70. Seinen sun sach er an
 Er sprach hore was ich dir sag
 Es sei dann das mich der esel trag
 Oder dich so sey wir thoren
 Treit er uns peyde er ist verloren
75. Get er ledig so sein wir narren
 Tragen wir in den so an einer stangen
 So ist nyemant torchter dann wir
 Davon rat ich dir

- Das du thust recht und wol
 80. Die werlt ist aller possheit vol
 An straffe mag nymant genesen
 Wer mag an hinder rede gewesen
 Wer an eren mag bestan
 Der sol durch kein dinc abelan
 85. Er soll thun was ym fuget wol
 Auch wer er aller tugend vol
 Und wie viel ein mensch gut thut
 So dunket es die werlt nit gut
 Gesehen sind vil leut plint
 90. Der herze so vergifftig sint
 Was sie horen oder sehen
 Das sie darzu das poste iehen
 Der sich vor den gehuten kan
 Es sint frauen oder man
 95. Der mag wol frolich loben got
 Kumpt er hin ane spot.

In dieser ganzen Fabel, so wie sie hier und in unsrer ersten Ausgabe zu lesen, ist schlechterdings nichts, was den Lesarten der neuen Ausgabe vorzuziehen wäre. Vielmehr ist dieser alte Text nicht allein durch offenbare Druckfehler verunstaltet (z. B. gleich in der vierten Zeile, wo es paß für das heißen muß), sondern auch an mehr als einer Stelle verstümmelt. Zwischen der 18ten und 19ten Zeile fehlen ihm folgende oder ungefähr folgende Zeilen, wie sie die verschiedene Rechtschreibung und Mundart geben würde:

„Das er auch reiten solte
 Der alte gerne wolte
 Nebent bi dem esel gan
 Do bekamen in zwen ander man.“

Zwischen 44 und 45 fehlet:

„Sus gingers uff der straffe hin
 Der esel ging auch ler mit in,“

desgleichen nach der 64sten:

„Warta warta sehent an
 Ein esel tragent zwene man
 Der soelt sie beide billich tragen
 Wen mag es wol ze mere sagen.“

Denn so lieset dieses alles die neue Ausgabe der Schweizer vollständiger und richtiger; welches Lob ich ihr, auch in noch mehrern Fabeln, nicht ungern zugestehe.

Ja, ich will eben so gern einräumen, daß, wenn es überhaupt weiter nichts als einige bessere Lesarten wären, die aus dem alten

Bambergischen Drucke zu ziehen, der Nutzen desselben sehr geringe sein würde. Und gewiß hätte es sich kaum der Mühe verlohnet, mehr als mit ein paar Worten der Entdeckung desselben zu gedenken. Es wäre ein Leckerbissen für den Bücherwurm und weiter nichts. Doch weit gefehlt, daß es nur dieses sein sollte: das Beste kommt noch.

Als ich von vorneherein die Vergleichung Fabel vor Fabel anzustellen begann, konnte ich lange keinen andern wesentlichen Unterschied entdecken, als daß in der alten Ausgabe einige der Fabeln gänzlich fehlten, welche sich in der neuen finden. Auf einmal geriet ich im Blättern an das Ende und fand, daß dieses mit einem Epilog versehen sei, der mir ganz fremd war, und der durch einen besondern Umstand meine schon erlöschende Neugierde mit Eins wieder erweckte. Hier ist er, dieser Epilog, der mir die erste Hoffnung machte, daß, wo ich diesen Anbruch gefunden, der Ausbeute wohl noch mehr werden dürfte.

Wer die peispil merken wil
 Der seze sich auff des endes zil
 Der nuß leit am ende gar
 Der peispiel nemet eben war
 Die that ist nit also gewesen
 Der geschicht als ir habt horen lesen
 Darumb list man ein peispiel gut
 Das weiser werd des menschen mut.
 Hundert peispil han ich geleit
 An diß puchlein und ist becleit
 Gar mit weisen worten
 Einfeltiglich an allen orten
 Und gezirt sind mein wort
 Doch han ich cluger synn gehort
 Ein durren tal oft treit
 Ein kern der süßigkeit
 Ein kleiner gart oft gebirt
 Schlechte wort und schlecht gericht
 Das lebt nu in der werlt nicht
 Bil wort unde krump sein geflochten
 Der hat nu vast gefochten
 Wenn schlecht wort nuß sint
 Keinen frumen er von in genympt
 Es prediget mancher von hohem rat
 Der sich selber nicht verstat
 Der wol das schwert prechen kan
 Dem ist es nuß vil manch man
 Treit sper messer unde schwert
 Die ym sein kleines nuß wert
 In seiner hant das ein ende hat
 Diß puch das do hie geschriben stat

Wer es liest oder lest lesen
 Der muß selig ymmer wesen
 Und wenn es zu lieb geticht sey
 Der muß ymer werden frey
 Vor allen ungluck ymmer mee
 Sein seile befind nymer wee.

Ich will mich iht nicht bei einzeln Stellen aufhalten, welche so, wie sie hier gelesen werden, kaum verständlich sind. Ich will nur sogleich meine Leser jenen Umstand bemerken lassen, der mir so besonders auffiel. Doch ohne Zweifel haben sie ihn schon von selbst bemerkt. Es ist die Zeile:

„Hundert peispil han ich geleit.“

Hundert Beispiele! Ganze hundert Fabeln also, sagt der Dichter ausdrücklich, daß er in seinem Buche erzählt habe. Und wo finden sich diese hundert Fabeln in der Ausgabe der Schweizer? Diese hat deren nach eigner Numerierung nicht mehr als vierundneunzig oder gar nur dreiundneunzig, wenn man genauer nachzählet. Denn da, wo die eine Handschrift angefangen, springet die Zahl von XXIII sogleich auf XXVI. Und obschon darzwischen auf der 46sten Seite ein Absatz vorkömmt, der ohne Zahl geblieben, aber die Zahl XXIV führen sollte, weil er eine besondere vollständige Fabel ist, so fehlet doch noch immer Nummer XXV, und in allem fehlen folglich an der vollen Anzahl von hundert ganzer sieben Stück.

Aber die Bamberger alte Ausgabe wird sie doch vollzählig haben, diese hundert Stück? Das durfte ich kaum hoffen, und zu meinem großen Leidwesen fand ich in ihr deren gar nur fünfundachtzig. Alles, womit ich mir also vorderhand noch schmeicheln konnte, war die Unwahrscheinlichkeit, daß in beiden Ausgaben gerade die nämlichen Stücke fehlen sollten.

Und so war es auch nicht. Denn kurz, nachdem ich endlich Stück vor Stück verglichen hatte, fand ich mich um ganzer sechsreicher, so daß, wenn die Anzahl XCIV in der schweizer Ausgabe nur ihre Richtigkeit gehabt hätte, mir von allen hundert Fabeln unsers alten ehrlichen Dichters auch nicht eine einzige abgegangen wäre.

Von den dreiundneunzigen nämlich, welche diese neue Ausgabe hat, mangeln in der alten Bambergischen Nummer VI, XVII, XXIV,*) XXXVII, XLVIII, LIV, LVI, LIX, LXIV, LXVI, LXXI, LXXV, LXXXI und LXXXIII, folglich in allem vierzehn; wornach ihrer überhaupt nicht mehr als neunundsiebzig bleiben würden. Dagegen hat sie, wie gesagt, sechs eigene, die jener ab-

*) So sollte nämlich, wie schon berührt worden, in der schweizerischen Ausgabe der Absatz S. 46 numeriret sein, welcher sich anfängt:

„Es war ein wiger droeschen voll“ zc.

gehen, und die ich hier ohne weitere Vorrede mittheilen will. Sie folgen auf die neunundsiebzigste alle hinter einander und müssen, wenn einmal in einer neuen Auflage die schweizerische Ausgabe damit vermehret werden sollte, ebenfalls da hinter der vierundneunzigsten oder eigentlich dreiundneunzigsten in einer Ordnung folgen; worauf der schon angeführte Epilog das ganze Buch beschließen würde. Daß sie ohne Aufschriften sind, weiß man schon. *)

Alle diese sechs Fabeln (die zweiundachtzigste ausgenommen, welche aber auch eigentlich keine Fabel, sondern die wahre Geschichte des jungen Papius ist, dessen Name in Papius verstellert worden) wird man von keinem ältern Dichter erzählt finden. Ob sie aber darum ursprünglich deutsche Erfindungen sind, davon ein mehreres in meiner zweiten Entdeckung über diese sogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger, welche den wahren Namen des Verfassers betrifft und die ich in den zweiten Beitrag verspare. Ich sage ißt nur so viel davon, daß dieser Name aus einer Handschrift unsrer Bibliothek von Gottscheden mit einer Dscitanz — ich weiß kein anderes Wort, Unachtsamkeit sagt viel zu wenig — angegeben worden, die schwerlich ihresgleichen haben dürfte.

Zweite Entdeckung.

Länger muß ich die zweite Entdeckung, die ich über die sogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger gemacht habe, meinem Leser nicht schuldig bleiben. Sie betrifft, wie er schon weiß, den Namen des Dichters.

Gottsched nämlich hat versichert, ihn in einer Handschrift gefunden zu haben, welche unsere Bibliothek von diesen Fabeln aufbewahret. Und so, wie er ihn will gefunden haben, so wie er ihn daraus mittheilet, haben ihn selbst die Schweizer auf Treue und Glauben anzunehmen kein Bedenken getragen. Unsere Handschrift, sagt er, sei auf Papier, habe schlechte zu den Fabeln gehörige Figuren und sei so zerrissen und mangelhaft, daß bisweilen halbe, ja ganze Fabeln nebst ihren Bildern fehlen. „Weswegen uns aber,“ fährt er fort, „dieser braunschweigische Codex lieb gewesen, ist dieses, daß er am Ende eine Jahrzahl und außerdem eine Erwähnung des Namens von dem Dichter in sich hält; zu geschweigen, daß er die allermeisten Fabeln in sich begreift. Scherz hat nur 51 drucken lassen, obwohl seine Handschrift noch mehrere gehabt. Die Wolfenbüttelsche aber begreift 90 Fabeln und noch einen Beschluß, den der Verfasser wie die Fabeln selbst das XCI. Kapitel nennet. Die Jahrzahl am Ende ist MCCCCII. Der Name des Verfassers wird in folgenden Zeilen erwähnt:

*) Die folgenden sechs Fabeln fallen aus unserm Texte weg; sie finden sich bei Boner Nr. 95—100.

„Von Riedenburg ist er genant,
 Gott muß er ymer seyn bekant,
 Und das er das zu teutsch hat gepracht
 Von Latein, so muß sein gedacht
 Ymer zu gut werden
 In Himel u. auf erden.“

Dieses schrieb Gottsched im Junius 1756, *) ein Jahr vorher, ehe die Schweizer ihre Ausgabe an das Licht treten ließen. Gleichwohl wußten sie entweder damals von Gottscheds Entdeckung noch nichts oder wollten nichts davon wissen, sondern erst in der Vorrede zu der bald darauf erscheinenden Chriemhilden Rache fanden sie für gut, mit gänzlicher Verschweigung von Gottscheds Namen Gebrauch davon zu machen. „Man hat,“ sagen sie, „die Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger, von deren Verfasser iht bekannt ist, daß er der Burggraf von Riedenburg gewesen, von welchem wir etliche artige Strophen in der Manessischen Sammlung haben, mit dem Lobe beehrt“ u. s. w. Und in der Note berufen sie sich desfalls auf eben dieselbe Handschrift unserer Bibliothek und führen eben dieselben Zeilen daraus an, die wir Gottscheden daraus anführen gesehen. Indem sie nun Gottscheden die Ehre dieser kleinen Entdeckung nicht gönnen wollen, so wären sie es wert, wenn man ihnen nun nachsagte, nicht, daß sie sich bloß von ihm verführen lassen, sondern daß sie bei eigener Einschauung der Handschrift sich freierdings der nämlichen Oscitantz schuldig gemacht, die ich an Gottscheden bewundere. Doch ich weiß, daß sie dieses nicht haben, und höchstens kann ihnen nur die voreilige Zuversichtlichkeit zur Last gelegt werden, mit welcher sie versichern, daß der Dichter Riedenburg von Gottscheds Schaffung eben derselbe Burggraf von Rietenburg sei, von welchem uns die Manessische Sammlung einige Strophen aufbehalten. Denn hierzu konnten sie außer der Aehnlichkeit des Namens doch nicht den geringsten Grund haben; welche Aehnlichkeit für sich allein selbst alsdenn so viel als nichts beweisen würde, wenn auch Gottscheds Vorgeben schon seine völlige Richtigkeit hätte.

Nun aber, da auch diese wegfällt — — Denn kurz, wahr ist es zwar, daß Gottsched den von ihm so und so beschriebenen Codex aus unserer Bibliothek gehabt und daß sich in demselben die angeführten Zeilen von Wort zu Wort befinden; allein es ist nur schade, daß sie das nicht sagen, was sie Gottsched sagen läßt, und daß der gute Mann nur zwei Zeilen hätte weiter lesen dürfen, um seinen Irrtum einzusehen, welcher mit einem Worte darin besteht, daß er für den Verfasser den Mäcen des Verfassers, für den Dichter den vornehmen Mann genommen hat, dem zum Besten ersterer gedichtet oder übersetzt zu haben versichert.

*) Neuestes aus der anmutigen Gelehrsamkeit, S. 424.

Der Epilog nämlich, welchen ich aus der Bamberger Ausgabe *) angeführet habe, und welcher sich daselbst mit den Worten „Sein sele befind nimer wee“ schließt, hat in unserer Handschrift noch einige Zeilen mehr, deren Anfang eben dieselben sind, auf welche sich Gottsched beruft. Wenn nun also auf den Wunsch für das Wohlergehen dessen, für den der Poet gedichtet:

„Und wem es zu lieb getichtet sey
Der muß ymer werden frey
Vor allen Unglück ymer mee
Sein sele befind nimer wee.“

unmittelbar in der Handschrift folget:

„Von Niedenburg ist er genannt
Gott muß er ymer sein bekannt“ —

Ist es nicht klar, daß der Name Niedenburg sich auf das vorhergehende beziehen muß? sich auf den beziehen muß, dem zulieb das Buch getichtet sey? Besonders, da gleich darauf ein zweiter Name folgt, welchen übersehen zu haben ich Gottscheden eben verdenke, und welches kein anderer sein kann als der Name des, der das Buch gedichtet hat. Um dieses in seinem völligen Zusammenhange einsehen zu lassen, will ich den ganzen Epilog, der in der Bamberger Ausgabe sehr verhunzt und kaum zu verstehen ist, aus dem Manuskript noch einmal hersetzen und ihn zu leichterem Verständnis notdürftig interpunktieren, jedoch ohne weiter das Geringste darin zu ändern.

Von dem meister der diß buch von latein
zu dewtsch hat pracht.

Wer dy peyspil merken wil,
Der sey sich auf des endes zil.
Der nuß leynt an dem end gar
Diser peyspil, nemt es war.

5. Dy tat ist nit also gewesen
Der ding, als man hat gelesen.
Darumb list man ein peyspil gut,
Das weiser werden der menschen mut.
Hundert peyspil han ich hy für geleit
10. An diß puchlein, die diß becleyt
Sint mit weysen worten,
Einfeltlich an allen orten.
Doch han ich cluger synnen hort
An weyse, und auch an wort.

*) Erster Beitrag, S. 22 [oben S. 69 f.].

15. Ein durreß tal dick treyt
 Ein kern der süßheit.
 Ein cleyner gart of gepirt
 Dy frucht, der man getrost wirt.
 Schlechte Wort und schlechte gericht,
20. Dy leben nu in der welt nicht.
 Vil wort krump sein geflochten,
 Der hat nu vast gefochten.
 Wem schlechte wort nit nuß sint,
 Kein nuß er von den krumen pringt.
25. Es prediget mancher von hohen rat,
 Der er doch selber nicht verstat.
 Der wol das sper prechen kan,
 Das ist nuß vil manchem man.
 Treyt sper, messer und schwert,
30. Dy doch sint cleins nuzes wert,
 In seiner hant. Ein end hat
 Das puch, das geschriben stat.
 Wer das list oder leßt lesen
 Der muß selig ymmer wesen!
35. Und wem das zu lieb sey
 Geticht, der muß ymmer wesen frey
 Vor allem unglück, ymmer me,
 Sein sele leyde nymmer we!
 Von Rindenperg ist er genant,
40. Got muß er ymmer sein bekant!
 Und der es zu dewtsch pracht
 Von latein, des muß ymmer gedacht
 Zu gut werden,
 In Himmel und in erden!
45. Er ist genant Bonerius,
 Ein ritte goß alsüs
 Er fristet uns vor der helle glut,
 Das wir ymmer sein behut
 Vor des tewfels samem.
50. Sprechet alle, in gotes namen!

Bonerius also, Bonerius, nicht Riedenburg oder Rieden-
 berg, hat unser alter Fabeldichter geheißem. Was kann deut-
 licher, was kann unstreitiger sein?

Alles, was sich zu Gottscheds Entschuldigung noch etwa sagen
 ließe, wäre dieses, daß der Epilog, so wie ich ihn hier mitteile,
 nicht aus eben derselben Handschrift genommen ist, die ihm zum
 Gebrauche vergönnt gewesen, sondern aus einer zweiten, und daß in
 jener die 40ste Zeile allerdings ein wenig anders und so lautet, daß
 vielleicht auch ein anderer seinen Fehler könnte begangen haben, wenn
 das Vorhergehende und Nachfolgende nicht wäre. Anstatt nämlich:

„Und der es zu dewtsch pracht,“

welches sich nicht anders als auf den folgenden Bonerius beziehen kann, heißt es dort:

„Und das er das zu teutsch hat gepracht,“

welches von dem vorhergehenden Rieden burg gesagt zu sein scheinen könnte, wenn schon sonst etwas von ihm gesagt wäre, womit dieses durch ein und zu verbinden gewesen, und sich das er in dem

„Bon Rieden burg ist er genant“

nicht so genau an den anschlöße, für den das Buch gedichtet worden. Damit man aber auch nicht meine, daß in unserer Handschrift, welche Gottsched gebraucht, der Nachsatz von dem Bonerius überhaupt fehle, so will ich den ganzen Schluß ebenfalls daraus hersehen:

„Bon Rieden burg ist er genant
 Got muß er ymer seyn bekant
 Und das er das zu teutsch hat gepracht
 Bon latein so muß sein gedacht
 Immer zu gute werden
 In himel und auf erden.
 Er ist genant Venerius
 Gott frist ihn und auch uns.
 Er behut uns vor der helle glut
 Und helffe uns das wir werden behut
 Vor des Lebens taten
 Und vor der werlt geraten
 Und vor des tewfels samten
 Nu spricht alle Amen.“

Daß hier verschiedene Zeilen ganz anders klingen, darf man sich nicht befremden lassen. Es war das Schicksal der deutschen Dichter aus dieser Zeit, daß sich die Abschreiber mit ihnen mehr als mit allen andern Schriften erlaubten. Jeder schaltete ein und änderte, wie es ihm gut dünkte oder aus der Feder fiel. Es würde eine unendliche Arbeit für die Kritik sein, die wahre Lesart des Verfassers wieder herzustellen, und oft wüßte ich gar nicht, wie sie es anfangen wollte, wenn sie nicht das Autographon des Verfassers bei der Hand hätte. Wer kann hier z. B. mit Zuverlässigkeit entscheiden, wie eigentlich die 46ste Zeile zu lesen oder auch nur zu interpunktieren sei? und ob es wahr ist, daß Bonerius ein Ritter gewesen, wie die eine Handschrift will, und wovon die andre durchaus nichts weiß? Kaum läßt sich mit einiger Gewißheit sagen, ob die Namen hier oder dort richtiger geschrieben. Denn warum kann Rinden berg nicht eben so wohl eine Familie gewesen sein als Rieden burg? Nur Venerius ist wohl offenbar das Falsche; denn ich wüßte mich keines solchen Namens zu erinnern. Hingegen

ist ein späterer Hier. Boner sogar unter den deutschen Uebersetzern sehr bekannt.

Da ich nun aber bereits schon zweier Handschriften unserer Bibliothek von diesen Bonerschen Fabeln (wie ich hoffe, daß man sie nun künftig nennen wird) gedacht habe und sie auch noch eine dritte und eine vierte besitzt, so muß ich wohl vor allen Dingen erst einige nähere Nachricht von ihnen insgesamt erteilen, bevor ich, was ich noch von den Fabeln selbst anzumerken habe und worauf mich zum Teil diese meine zweite Entdeckung gebracht hat, auskrame.

Die erste also, welches diejenige sein mag, die Gottsched gebraucht hat, ist von ihm hinlänglich beschrieben. Ich darf nur noch hinzusetzen, daß von den 90 Kapiteln oder Fabeln, welche sie zählt (die sie aber lange nicht alle mehr enthält), die ersten 84 in der Ausgabe der Schweizer vorkommen, die letzten sechs aber die nämlichen sind, welche ich aus dem Bamberger alten Drucke mitgeteilt habe und sich hier bald besser, bald schlechter lesen lassen. Damit man hiervon einigermaßen selbst, zugleich auch von dem Dialekte urteilen könne, in welchem die ganze Handschrift abgefaßt ist, will ich die eine, nämlich die 88ste, daraus hersetzen. Sie ist übersrieben:

Von unwerdem Ampt.

- Von einem Bischoff list man das
 Das er in hohen eren saß
 Gelertter pfaffen hett er vil
 Sein würdigkeit was one zil
 5. Nu hette er einen Jungling
 Bey im der was seines vettern kint
 Des was der Bischoff gar wol gemint
 Er hette auch einen weisen man
 Zu Erzbriester gesetzt hindan
 10. Nu fuget es sich auf einen tag
 Das der Erzbriester lag
 Und also siech was das er starb
 Der Jungling umb das Ampte warb
 Der Bischof tet was er begert
 15. Noch was er des Amptes ungewert
 Darnach nicht lange ward gespart
 Dem Bischoff gesandt wardt
 Ein forb was guter Biren vol
 Des danket er dem boten wol.
 20. Gar lieb was im die beysant
 Zu dem gesinde sprach er zuhant
 Wem mag ich getrawen wol
 Der mir der Byren huten sol
 Wurde mir der Byrn eine verlorn
 25. Das were mir nicht ein kleiner zorn

- Zu dem Jungling sprach er do
 Mich duncket du seist zu thine darzu
 Ich getrawe dir nicht über die Byren wol
 Einen andern ich sie bevehlen sol
30. Ich vorcht und gebe ich dir sie in deinen gewalt
 Sie wurden alle geßen ungehalt
 Ich wil nicht über die Byrn dir
 Getrawen das glawbe mir
 Diese Rede hort ein weiser man
35. Mit ernist sah er den bischoff an
 Er sprach im muße erbarmen got
 Das ir begangen habt den spot
 Des ir sie so manchem bevolhen habt
 Dem der euch fenet wol
40. Und den sein kintheit und Jugent
 Davon ir muget die Tugent
 Ungemach haben und leyt
 Dem ir die Byren habt verseit
 Zuhannde sol der pfleger wesen
45. Wie mage das gut gewesen
 Das geschicht so der wolff zu einem huter wirt
 Und auf der straßen vert
 Wo der blinde furen sol
 Den plinden vallen sie beide das ist wol
50. Die schaff gar verirret sind
 Also schir der wirt ein kint
 Wie bericht der einen man
 Der sich berichten nicht enkan
 Wie mag der speisen wol
55. Die Schaf nemet war
 Und lebet in steter geitigkeit
 Zu scheren sind sie alle bereit
 Speisten sie die schaff als gern
 Als recht wol sie konen schern
60. Die schaff stunden desten baß
 Nu gibet ir arge list was
 Daß die schoff werden geschorn
 Ob die sele wirt verlorn
 Darauf haben sie versorget gar
65. Sie achten nicht wie die sele gefar
 Der weise bischoff der bevalhe
 Dem Jungen sele onegale
 Und wolde im doch benelhen nicht
 Die Byren des dick geschicht
70. Das er sele huten sol
 Den man noch nicht betrüben sol.

Eben diese Fabel will ich auch aus unsrer zweiten Handschrift hersehen, um gleichfalls daraus von der Mundart derselben urtheilen zu können und zugleich eine Probe zu haben, wie man aus allen drei Texten nun vielleicht einen vierten zusammensetzen könnte und möchte, der, wenn er auch nicht vollkommen der ursprüngliche Text des Verfassers wäre, dennoch, wenigstens in Ansehung des Zusammenhanges und Verstandes, für denjenigen gelten könnte, der dem ursprünglichen am nächsten käme. Und dieses will ich lieber gleich sofort thun, auch noch ehe ich diese zweite Handschrift selbst näher beschreibe.

83.

Das man weltliche Dink so wol versorgt und
der sel so wenig achtet.

- Von einem pischoff list man das
Das er in hohen eren saß
Nun hört als ich euch sagen wil
Sein wirdikeit was on zil
5. Nu het er einen Jungling
Einen schuler kundig auf alle ding
Bei einem das was seines vettern kint
Der was dem pischof lip über alle dink
Er het auch einen weysen man
10. Als ich vernumen han
Ein erzpriester gesehet ein
Den lewten zu einem guten schein
Nun füget es sich auf einen tag
Das der erzpriester siech lag
15. Und also siech starb
Der Jungling um das ampt warb
Der pischoff tet als er begert
Darauff er het gelert
Dornach nit wart gespart
20. Dem pischoff gesendet wart
Ein korb mit guten pirn wol
Der danket er den poten wol
Gar liep was im das gesandt
Zu den seynen sprach er zu hant
25. Wem mag ich getrawen wol
Der mir die pirn behalten sol
Wurd mir der pirn eine verlorn
Das wer mir nit ein cleiner zorn
Zu dem Jungling sprach er
30. Mich dunkt du seist nit guter ler
Der pirn der ich dir getrawen sol
Mich dunkt ich find einen peßern huter wol
Ich furcht geb ich dir den gewalt

- Sie werden geßen also palb
35. Ich wil mit nichte der pirn dir
 Getrawen das glaub mir
 Diese red hört ein weyser man
 Er ließ die red nit lenger stan
 Er sprach nu müß erbarmen got
40. Das ir begangen habt den spot
 Dem ir befolhen habt so mancher hant
 Dem der euch was bekant
 Sein kindheit und sein jugent
 Davon ir ymmer muget
45. Ungemach haben und leynt
 Dem ir dy pirn habt versent
 Der sol der sele pfleger wesen
 Wie mag denn genesen
 Das schaff so der Wolff zu hirten wirt
50. Und auf der straß wirt verirrt
 Der der den blinden führen sol
 Ballen sie peyde das ist wol
 Dy schaff gar verirret sint
 Wenn zu einem hirten wird ein fint
55. Wie berichtet der einen man
 Der sich selber nit berichten kan
 Wie mag der gespeisen wol
 Der da nymmer wirt vol
 Und lebet in steter geztigkeit
60. Speysten sy die schof als gern
 Als recht wol als sie künen schern
 Dy schoff stunden dester paß
 Nu get ir arger list auf das
 Wie die schoff weren geschoren
65. Ob die sele wurd verloren
 Darauf haben sy versorget gar
 Sy achten nit wie ir sel gefar
 Der weis pischoff der befale
 Dem jungen der sele on zale
70. Und wolt im befolhen der pirnen nicht
 Das noch gar oft geschicht
 Das der hüten sol
 Dem man über ein pirn nit getrawet wol
 Das er sich selber wol behut
75. Er vint es wol wer recht tut
 Ein lon den im got selber darum wil geben
 Got geb uns das ewig leben.

Ich will keine umständliche und langweilige Vergleichung anstellen, die der Leser mit einem einzigen Blicke machen kann. Nur

einiges muß ich berühren. Daß in dem Text unserer ersten Handschrift nach der 5ten Zeile,

„Nun hat er einen junglingf,“

die darauf reimende verloren gegangen, ist klar. Wenn aber das gedruckte Bamberger Exemplar diese fehlende Zeile durch:

„Ein schuler kundig auf alle ding“

ergänzt und fortführt:

„Bey dem was feines vettern fint,“

so werden wir wegen des Helden der Fabel völlig ungewiß, und es scheint, als ob der kundige Schüler und das Kind des Veters zwei verschiedene Personen sein sollten, deren eine bei der andern sich aufgehalten hätte. Das soll nun aber nicht sein, und die wahre Lesart hat uns unstreitig die zweite Handschrift aufbehalten, wo bloß ein guter alter, aber nicht mehr gangbarer Ausdruck zu jenen Verstümmelungen Anlaß gegeben. Es heißt nämlich:

„Nu het er einen jungling

Einen schuler kundig auf alle ding

Bey einem das was feines vettern fint,“

und dieses verstehe ich so, daß bei einem, worauf ein Komma zu denken, hier so viel heißen soll als außer einem, in welchem Verstande die Partikel bei von Schriftstellern damaliger Zeit häufig gebraucht wird. Das ist: der junge Mensch, welcher des Bischofs Anverwandter war, war in der That auch nicht ungeschickt, er wußte vielmehr alles und jedes — gerade wie manche unsrer heutigen theologischen Kandidaten —, nur freilich eines nicht, worauf es doch auch ein wenig mit ankam: er wußte alles, nur das eine nicht, was zu einem Seelenforger gehöre. — Ich will nicht hoffen, daß ich den alten Dichter hiermit zu witzig mache. — Aber ganz gewiß ist die in der so weit guten zweiten Handschrift gleich darauf folgende Zeile:

„Der war dem pischoff lip über alle dind,“

dafür von ihm nicht, sondern die liest nun wiederum die erste Handschrift oder die gedruckte Bamberger Ausgabe besser. Daß hiernächst die 3te und 38ste Zeile der zweiten Handschrift leere Flickzeilen sind; daß das Wort versorgen in der 6ten eben derselben für sich aller Sorge ent schlagen, als welches auch die erste Handschrift erkennet, das wahre echte Wort sei; daß die zwei letzten Zeilen des Bamberger Druckes sowie die vier letzten Zeilen unsrer zweiten Handschrift leere und schale Anhänge der Abschreiber sind: braucht keines langen Beweises. — Doch warum halte ich mich bei diesen einzeln Kleinigkeiten auf und versuche es nicht lieber sogleich, wie aus allen drei Texten ein vierter gezogen werden könne, der

sich ohne allen Anstoß noch izt lesen lasse, ohne gleichwohl modernisiert zu sein oder nur ein einziges Wort zu enthalten, welches nicht den einen oder den andern Text für sich habe? Er würde etwa so aussehen, dieser Versuch:

- „Von einem Bischof liest man das,
 Daß er in hohen Ehren saß;
 Gelehrter Pfaffen hett er viel,
 Sein Wirdigkeit was ohn Zil.
5. Nun hett er einen Jüngling,
 Einen Schüler, kundig auf alle ding,
 Bey einem, das was seines Bettern Kind,
 Des was der Bischof gar geminnt.
 Er hett auch einen weisen Mann
10. Zu Erzpriester gesetzt hintan.
 Nun fügt es sich auf einen Tag,
 Daß der Erzpriester siech lag
 Und also siech was, daß er starb.
 Der Jüngling um das Ampt warb.
15. Der Bischof thet, als er begert,
 Doch des Amptes was er unwert.
 Darnach nicht lange ward gespart,
 Dem Bischof gesendet ward
 Ein Korp, was guter Birnen voll;
20. Des danket er dem Boten wohl.
 Gar lieb was ihm dis Gesandt.
 Zu den Seinen sprach er zuhand:
 Wem mag ich getrauen wohl,
 Der mir der Birn hüten soll?
25. Würde mir der Birn eine verlorn,
 Das wär mir nit en kleiner Zorn.
 Zu dem Jünglinge sprach er do:
 Mich dunckt, du seyest zu dumm dazu.
 Der Birn ich dir getrauen soll?
30. Ein bessern Hüter finde ich wohl.
 Ich fürcht, gäb ich dir den Gewalt,
 Sie würden gessen ungezahlt.
 Ich will mit nichte der Birnen dir
 Getrauen, das glaube mir!
35. Diese Rede hört ein weiser Mann.
 Mit Ernst sah er den Bischof an.
 Er sprach: nun erbarm es Gott,
 Daß Ihr begangen habt den Spott!
 Daß Ihr befohlen habt so mancherhand
40. Dem, des Euch was bekant
 Sein Kindheit und sein Jugend,
 Davon Ihr immer muget

- Ungemach haben und Leid.
 Dem Ihr die Birnen habt verseit,
 45. Der soll der Seele Pfleger wesen?
 Wie mag denn genesen
 Das Schaf, so der Wolf zum Hirten wird
 Und auf der Straße wird verirrt?
 Wo der Blinde führen soll
 50. Den Blinden, fallen sie beide wohl.
 Die Schafe gar verirret sind,
 Wenn zu einem Hirten wird ein Kind.
 Wie berichtet der einen Mann,
 Der sich selber nit berichten kann?
 55. Wie mag der gespeisen wohl,
 Der da nimmer wird voll
 Und lebt in steter Geitigkeit?
 Zu scheeren sind alle bereit.
 Speisten sie die Schaf also gern,
 60. Als wohl sie die Schaf können scheern:
 Die Schaf stünden defter baß.
 Nun geht ihr arger List auf das,
 Wie die Schaf werden geschoren.
 Ob die Sele wird verloren,
 65. Darauf haben sie versorget gar.
 Sie achten nit wie ihr Seel gefahr.
 Der weise Bischof der befahl
 Dem Jungen der Seelen ohne Zahl
 Und wollt ihm befehlen nicht
 70. Die Birnen! Das noch oft geschicht,
 Daß der Seelen hüten soll,
 Dem man über ein Birn nit getrauet wohl!"

Ich sage, daß in diesem zusammengesetzten Texte nicht ein einziges Wort enthalten, welches nicht in einem von den alten Texten zu finden. Es ist also alles alt darin, und nur durch eine kleine Wahl, durch eine notdürftige Interpunktion, durch Beibehaltung der gewöhnlichen Orthographie, wo weder Reim noch das Silbenmaß noch der Wohlklang die alte unbestimmte Orthographie erfordert, ist alles wie neu geworden, wenigstens durchgängig verständlich, und es würde bloßer Eitel sein, wenn man dem ungeachtet den alten treuherzigen Erzähler nicht anhören wollte, falls ihm etwa jemand von Anfang bis zu Ende diesen Dienst zu leisten bedacht wäre, zu welchem sich ohne Zweifel nur in unserer Bibliothek der nötige Vorrat finden dürfte. — Freilich will und kann ich nicht behaupten, daß eine solche Behandlung verschiedner Handschriften mit der strengen Wahrheit übereinkomme, weil Zeiten und Mundarten dadurch verbunden werden, die vielleicht sehr weit verschieden sind. Auch wollte ich sie zu Dingen nicht anraten, bei welchen es auf historische Ge-

wißheit ankömmt, weil durch dergleichen Vermischung das ganze Monument verdächtig werden könnte. Nur bei alten Dichtern, meine ich, könnte sie gar wohl gebraucht werden, die man bloß zum Vergnügen liest, ohne eben daraus auch nur die Geschichte der Sprache studieren zu wollen. — Doch dieses bringt mich hier zu weit von meinem Wege, und ich erkläre mich anderwärts darüber genauer. —

Unsere zweite Handschrift selbst, aus welcher wir schon die Probe gesehen, verdient in allem Betracht die erste zu heißen. Es ist eben die, aus welcher ich gleichfalls schon den Epilog mitgeteilet, der uns den wahren Namen des Dichters angibt. Sie ist ein ziemlich großer und starker papierner Foliant, der aber häufig mit pergamenen Blättern untermengt ist, wie man das bei deutschen Handschriften des 14ten und 15ten Jahrhunderts nicht selten findet. Aus den Grenzen dieser beiden Jahrhunderte mag sie denn auch wohl sein, und wer weiß, ob noch? Denn die Hand ist wirklich leserlicher und zierlicher als die Hand der ersten Handschrift, die nach Gottscheds Angabe, wie wir gesehen, von 1402 sein soll.*) Die Schrift, versteht sich, ist Kanzlei und kömmt der Schrift in unsern ältesten deutschen Drucken sehr nahe. Es ist also auch nicht eigentlich das Alter, welches ihren Vorzug ausmacht, sondern die Vollständigkeit und der Reichtum an bessern Lesarten. Zwar enthält sie auch nicht alle hundert Fabeln, aus welchen das Werk bestanden, sondern nur sechsundneunzig und hatte anfangs deren gar nur fünfundachtzig enthalten, indem nach der fünfundachtzigsten der Epilogus folgt und die übrigen elfe von einer andern Hand nachgetragen sind. Unter diesen sechsundneunzig Fabeln befinden sich sieben, welche in der Ausgabe der Schweizer fehlen, aber unter diesen sieben ist nur eine einzige, welche nicht auch aus dem alten Bamberger Drucke könnte ergänzt werden. Und diese einzige ist sonach denn auch das Kostbarste, was sie enthält. Es ist die vom Hahn und der Perle, und ich freue mich, sie daraus retten zu können und hier mitzuteilen.

XC.

- Von geschicht es also kam
 Eins tags das ein han
 Flog auf seins meisters mist
 Dasselb diel mer geschehen ist
 5. Er sucht do sein speise
 Also thut auch der weise
 Er vand das im nicht gevil beschoß
 Ein stein edel und groß
 Ligen unwirdliche
 10. Er sprach got herre reiche

*) Denn ich möchte nicht darauf wetten, daß er richtig gelesen; worüber der Augenschein das Nähere belehret.

- Wie hab ich mein freud verlorn
 Mich lustet paß des gersten korn
 Wann du pist nit nutz mir
 Was nutzest mich was sol ich dir
15. Wiß das es mich nit furtreit
 Dein schon noch dein adelkeit
 Hett dich meister yppocras
 Der konnd dein genießten pas
 Dann ich du pist mir unbekant
20. Der han warf hin den stein zuhant
 Eins haberkorns het er begert
 Gaistlich diese beischafft ist geseht
 Dem torn der sein kolben trent
 Der ist im lieber dann ein reich
25. Dem torn sein alle ding geleich
 Die weißheit kunst und ere gut
 Verflahen tut ir tummer mut
 Die nuget nit der edelstein
 Ein hunt lieber het ein pein
30. Dann ein edelstein gelaub mir
 Also stet auch der torn gir
 Ir sitt und ir geperden
 Ist auf uppigkeit auf erden
 Die erkennen nit des steines kraft
35. Noch mynner was in der beischafft
 Verborgen guter synn ist
 Darzu vil hoher menger list
 Die dem narren gar fremd sind
 Gesehent sind die narren blind
40. Der tor sol für sich gan
 Und sol die beschafft lassen stan
 Im mag der frucht werden nit
 Recht als dem hannen nu geschicht.

Wenn wir nun zusammenrechnen, so wird sich finden, daß uns höchstens nur noch eine Fabel fehlt, um sie alle hundert wieder beisammen zu haben. Nämlich die Ausgabe der Schweizer enthält deren zwei und neunzig,*) sechs hat die Bamberger Ausgabe dazu geliefert, und eine liefert hier unsere zweite Handschrift. Daß

*) Hier muß ich einen Irrtum verbessern, den ich im ersten Beitrage, S. 24 [s. oben S. 60], begangen habe. Es ist nämlich falsch, daß der Absatz S. 46 in der Schweizer Ausgabe die Zahl XXIV haben müsse. Denn es ist keine besondere Fabel, sondern gehört zu Nummer XXIII, welches bloß die Einleitung dazu ist, die auch bei dem Anonymus des Revelet, als der Quelle unsers Dichters, nicht für eine besondere Fabel gerechnet wird, sondern bloß Similitudo ad sequentem fabulam überschrieben ist. Der Sprung in der Schweizer Ausgabe bleibt also zwischen XXIII auf XXVI von zweien, und anstatt der angegebenen XCIV Fabeln enthält sie deren nur XCII.

macht neunundneunzig, und vielleicht fehlt uns auf diese Weise auch nicht einmal eine. Denn es wäre möglich, daß der Dichter seinen Epilogus als die hundertste Fabel gezählt hätte, wie er denn auch wirklich in unserer ersten Handschrift als das 91ste Kapitel überschrieben ist. Oder es könnte auch sein, daß er dem ungeachtet, was ich unten in der Note gesagt habe, dennoch die 23ste Fabel von den Fröschen mit ihrer vorhergehenden besondern Anwendung auf Athen für zwei Fabeln gerechnet hätte; wie sie denn auch wirklich in allen unsern Handschriften ein doppeltes Gemälde hat, wodurch sie in zwei besondere Stücke abge sondert wird, deren jedes seine eigene Ueberschrift hat. In der ersten nämlich ist der Eingang Von Eigenschaft und die Fabel Von Freiheit überschrieben. In der zweiten aber heißt die Ueberschrift des Einganges: Die im selber Herrschaft kaufen, und die Ueberschrift der Fabel: Wer frey ist das sich der nicht zu eygen gib. — Von den Gemälden, welche sowohl in dieser als in jener Handschrift vor jeder Fabel stehen, ist nicht viel zu sagen. Die bessern hat die zweite Handschrift, aber auch diese bessern sind herzlich schlecht, außer daß sie dann und wann einen Blick verdienen, wo der Meister damalige Trachten und Sitten abbilden müssen. In dieser Absicht, weiß man, haben Gelehrte auch wohl noch elendere Figuren zu brauchen gewußt. — Noch muß ich des Titels gedenken, den diese zweite Handschrift hat. Zu Anfang der ersten stehet bloß: „Hier hebt sich an ein maister Esopus genant,“ vor dieser aber: „Wie vahet an das buch das ist genant der welt lauff und es hat ein Meister gemacht genandt Esopus, und hayset der guldein stein und strafet reich und arm geystlich und werltlich kunig und kayser und alle welt und ist gemalet mit den Figuren und auch andre meyster geticht mehr hernach sten gar kurzweilig und gut ze horen sind als den ein Register hernach volgent aus weyft mit der Zal der pleter an welchem plat man finden mag ein yelichs stuch.“ Wie man einer Sammlung von Fabeln den Titel Der güldne Stein geben können, wird der Leser wohl nicht von mir zu wissen verlangen. Eher dürfte er begierig sein, zu wissen, was das für Gedichte anderer Meister sind, welche auf die Fabeln folgen. Aber hierzu muß ich mir einen andern Platz erbitten, weil sie zum Teil wirklich nicht schlecht und von einer ganz besondern Gattung sind. —

Ich komme auf unsere dritte Handschrift, bei der ich mich weniger aufzuhalten brauche, weil sie nur 72 Fabeln enthält, die alle in der Ausgabe der Schweizer vorkommen. Die erste Fabel ist die zwölfte dieser Ausgabe, und so folgen denn die übrigen ohngefähr in der nämlichen Ordnung. Sie ist ebenfalls nur auf Papier um 1458 geschrieben, wie zu Ende der 72sten Fabel zu sehen. Gemälde hat sie bei jeder Fabel auch, sonst aber weder Aufschriften noch Titel. Von den andern alten Gedichten übrigens, die sie

gleichermaßen wie jene außer den Fabeln enthält, will ich hier um so weniger reden, da sie zum Teil die nämlichen sind, die in der zweiten Handschrift zu finden, welche mich viel zu sehr vergnügt haben, als daß ich es vergessen sollte, dieses Vergnügen mit meinen Lesern je eher je lieber zu teilen.

Mit der vierten Handschrift endlich kann ich noch geschwinder fertig werden. Denn diese ist offenbar die allerneueste und eigentlich nur der Anfang einer Handschrift, indem sie bloß die ersten 40 Fabeln und in der nämlichen Ordnung enthält, wie sie in der schweizer Ausgabe vorkommen. Zu Gemälden ist Platz gelassen, und daß sie auch nur auf Papier ist, versteht sich. Zum Vergleichen ist sie indes noch immer gut, und ich könnte aus ihr sowie aus der dritten mehr als eine gute Lesart anführen, wenn ich mich länger hierbei verweilen wollte.

Dafür will ich lieber noch alles zusammenraffen, was ich über die Quellen und das Zeitalter des Dichters zu sagen habe.

Aus dem Epilogus haben wir gesehen, daß der Dichter selbst bekennet, seine Fabeln nicht erfunden, sondern bloß aus dem Latein übersezt zu haben. Und was hätte ihn bewegen können, dieses Bekenntnis zu thun, wenn es nicht der strengsten Wahrheit gemäß gewesen wäre? Er war ja kein satirischer Dichter, der die Nachsicht irgend eines beleidigten Thoren zu fürchten hatte. Fabeln sind ja auch keine Erzählungen, denen er durch ein solches Vorgeben historische Glaubwürdigkeit etwa hätte verschaffen wollen. Die eigne Erfindung, wenn sie der Reimer auch nicht für das Hauptverdienst halten will, ist doch wohl wenigstens ein Nebenverdienst, dessen er sich nicht zu schämen gehabt hätte, oder nächst der Gabe zu erzählen ein Verdienst mehr. Also noch einmal, was hätte ihn bewegen können, sich nur überhaupt für den Uebersetzer auszugeben, wenn er sich noch eines andern Titels dabei bewußt gewesen wäre? Gleichwohl gab sich Gottsched das patriotische Ansehen, an der Wahrheit eines so treuherzigen Bekenntnisses zu zweifeln. „Daß nun gesagt wird,“ schreibt er an einem Orte, wo er den deutschen Ursprung der bekannten Fabel Vom Müller und seinem Sohne gegen französische Ansprüche erhärten will, „es habe der von Riedenburg diese Fabeln nur aus dem Latein übersezt, ist freilich von den meisten wahr, die aus ältern Fabeldichtern entlehnet worden. Es ist aber augenscheinlich, daß viele, ja fast die Hälfte aus keinem iht bekannten ältern Fabeldichter genommen, sondern von ursprünglich deutscher Erfindung sind.“ Es ist keinem ehrlichen Manne zu verdenken, wenn er keine große Belesenheit in den alten Fabeldichtern hat, er muß aber auch nur nicht thun, als ob er sie hätte. Die Wahrheit ist diese: daß drei Viertel von unsern alten deutschen Fabeln aus zwei ganz bekannten alten lateinischen Fabeldichtern genommen sind und ich von den übrigen fünf und zwanzig wenigstens achtzehn in Büchern nachweisen kann, die aller Wahrscheinlichkeit nach älter als unsere Fabeln sind. Ob aber dem ungeachtet die

anderwärts entlehnten 25 Fabeln nicht gleichwohl größtenteils deutscher Erfindung sind, das ist eine andere Frage, die sich freilich eher noch bejahen läßt. Denn die alten Bücher, in welchen ich sie nachweisen kann, sind wenigstens in Deutschland geschrieben. Aber was thut das unserm Dichter, der ja nicht einmal etwas anders sein will als Uebersetzer?

Und zwar sind die zwei alten lateinischen Fabeldichter, aus welchen unser Dichter vornehmlich geschöpft hat, der sogenannte Anonymus des Reuelet und Avianus. Jener Anonymus, habe ich anderwärts erwiesen, ist nichts als der versifizierte Romulus, bis auf das vierte Buch, und von den drei ersten Büchern, die aber bei dem Anonymus ohne Abtheilung fortgehen, hat Boner bloß die 39., 49., 50., 51., 52., 53., 56., 57. und 58. unberührt gelassen. Die übrigen finden sich bei ihm nicht nur alle, sondern fast alle*) in der nämlichen Ordnung, bis auf wenige Versetzungen; und daß wir es um so eher glauben können, daß sie auch nicht anderwärts her entlehnt sind, sind einer jeden die zwei Schlußzeilen des lateinischen Dichters beigefügt, in welche dieser die Moral derselben zusammengefaßt hatte. Dieses letztere gilt wenigstens von der schönen Handschrift der Schweizer, welche das Autographon des Verfassers oder doch wenigstens aus diesem zunächst genommen zu sein scheint. — Mit der 63sten Fabel fangen sodann die an, welche aus dem Avianus entlehnt sind, von dessen 42 Fabeln ihm aber nicht mehr als 22 beliebt haben, die man in nachstehender Tabelle angegeben finden wird. Diese 22 mit den 52 aus dem gedachten Anonymus machen 74, denen also, wie gesagt, zu den gesamteten 99 noch 25 fehlen, deren anderweitige Quellen ich nun hier anzeigen müßte, um mein Wort gut zu machen. Doch weil mich dieses ißt zu weit abführen würde, so will ich von ihrem lateinischen Ursprunge überhaupt einen Beweis geben, den man hoffentlich wird gelten lassen, diesen nämlich: daß, so viel deren in der eben gedachten schönen Handschrift der Schweizer (Anfang und Ende fehlen) befindlich sind, eine jede derselben zwei lateinische Schlußzeilen hat, welche offenbar die Moral des lateinischen Textes gewesen sind. Denn da der deutsche Dichter bei denjenigen Fabeln, welche aus dem Avianus und Reueletschen Anonymus sind, die eignen Worte derselben behalten hat, so kann man wohl gewiß sein, daß er auch zu den übrigen die lateinischen Disticha nicht selbst gemacht haben. Warum diese beigefügten Disticha überhaupt auch sonst noch ihren Wert haben, wird man im nächstfolgenden Aufsatze sehen. Ißt erlaube man mir nur noch, folgende Tabelle einzurücken, in welcher man, was ich bisher gesagt, auf einmal übersehen kann und die demjenigen einmal nicht wenig Mühe ersparen dürfte, der etwa

*) Selbst die erste Fabel von dem Affen, der die Nuß wegen der äußern bitteren Schale verachtet, ist aus diesem Anonymus genommen, ob sie schon da nicht als Fabel vorkommt, nämlich aus der letzten Zeile seiner Vorrede:

Et nucleum celat arida testa bonum.

den Bamberger Druck und das zweite Manuscript in unsrer Bibliothek brauchen und nutzen wollte. Er wird ohne Zeitverlust in denselben sehen können, wo er jede Fabel der schweizerischen Ausgabe in beiden zu suchen habe.

	Bürger Ausgabe.	Bamberger Druck.	Unsre zweite Handschrift.	Quellen der Fabeln.
2]	I.	- - 1.	- - 1.	Anony. Nev. Praef.
3]	II.	- - 2.	- - 2.	Avianus fab. XVII.
6]	III.	- - 3.	- - 3.	Anony. fab. III.
7]	IV.	- - 4.	- - 4.	- - IV.
9]	V.	- - 5.	- - 5.	- - V.
12]	VI.	- - —	- - 87.	- - IX.
4]	VII.	- - 6.	- - 6.	- - —
5]	VIII.	- - 7.	- - 7.	- - II.
8]	IX.	- - 8.	- - 8.	- - VI.
10]	X.	- - 9.	- - 9.	- - VII.
11]	XI.	- - 10.	- - 10.	- - VIII.
13]	XII.	- - 11.	- - 11.	- - X.
14]	XIII.	- - 12.	- - 12.	- - XI.
15]	XIV.	- - 13.	- - 13.	- - XII.
16]	XV.	- - 14.	- - 14.	- - XIII.
17]	XVI.	- - 15.	- - 15.	- - XIV.
18]	XVII.	- - —	- - 86.	- - XV.
19]	XVIII.	- - 16.	- - 16.	- - XVI.
20]	XIX.	- - 17.	- - 17.	- - XVII.
21]	XX.	- - 18.	- - 18.	- - XVIII.
22]	XXI.	- - 19.	- - 19.	- - XIX.
23]	XXII.	- - 20.	- - 20.	- - XX.
24]	XXIII.	- - 21.	- - 21.	- - XXI.
25]	XXIV.	- - —	- - —	- - —
	XXV.	- - —	- - —	- - —
26]	XXVI.	- - 22.	- - 22.	- - XXII.
27]	XXVII.	- - 27.	- - 23.	- - XXIII.
28]	XXVIII.	- - 28.	- - 24.	- - XXIV.
29]	XXIX.	- - 29.	- - 25.	- - XXV.
30]	XXX.	- - 30.	- - 26.	- - XXVI.
31]	XXXI.	- - 31.	- - 27.	- - XXVII.
32]	XXXII.	- - 24.	- - 28.	- - XXVIII.
33]	XXXIII.	- - 23.	- - 29.	- - XXIX.
34]	XXXIV.	- - 25.	- - 30.	- - XXX.
35]	XXXV.	- - 26.	- - 31.	- - XXXI.
36]	XXXVI.	- - 35.	- - 32.	- - XXXII.
37]	XXXVII.	- - —	- - 88.	- - XXXIII.
38]	XXXVIII.	- - 36.	- - 33.	- - XXXIV.

	Bürcher Ausgabe.	Hamberger Druck.	Unsre zweite Handschrift.	Quellen der Fabeln.
39]	XXXIX.	- - 37.	- - 34.	Anony. XXXV.
40]	XL.	- - 38.	- - 35.	- - XXXVII.
41]	XLI.	- - 32.	- - 36.	- - XXXVI.
42]	XLII.	- - 33.	- - 37.	Avian. XXXIV.
43]	XLIII.	- - 34.	- - 38.	- - —
44]	XLIV.	- - 39.	- - 39.	Anony. XLIV.
45]	XLV.	- - 40.	- - 40.	- - XL.
46]	XLVI.	- - 41.	- - 41.	- - XLI.
47]	XLVII.	- - 42.	- - 42.	- - XXXVIII.
48]	XLVIII.	- - —	- - 89.	- - —
49]	XLIX.	- - 43.	- - 43.	- - —
50]	L.	- - 44.	- - 44.	- - XLII.
51]	LI.	- - 45.	- - 45.	- - XLIII.
52]	LII.	- - 46.	- - 46.	- - —
53]	LIII.	- - 47.	- - 47.	- - —
54]	LIV.	- - —	- - 91.	- - XLV.
55]	LV.	- - 48.	- - 48.	- - XLVI.
56]	LVI.	- - —	- - 92.	- - XLVII.
57]	LVII.	- - 49.	- - 49.	- - XLVIII.
58]	LVIII.	- - 50.	- - 50.	- - —
59]	LIX.	- - —	- - —	- - LIV.
60]	LX.	- - 51.	- - 51.	- - LV.
61]	LXI.	- - 52.	- - 52.	- - LIX.
62]	LXII.	- - 53.	- - 53.	- - LX.
63]	LXIII.	- - 54.	- - 54.	Avianus I.
64]	LXIV.	- - —	- - 93.	- - II.
65]	LXV.	- - 55.	- - 55.	- - III.
66]	LXVI.	- - —	- - —	- - IV.
67]	LXVII.	- - 56.	- - 56.	- - V.
68]	LXVIII.	- - 57.	- - 57.	- - VI.
69]	LXIX.	- - 58.	- - 58.	- - VII.
70]	LXX.	- - 59.	- - 59.	- - —
71]	LXXI.	- - —	- - 94.	- - —
72]	LXXII.	- - 60.	- - 60.	- - —
73]	LXXIII.	- - 61.	- - 61.	- - IX.
74]	LXXIV.	- - 62.	- - 62.	- - —
75]	LXXV.	- - —	- - 95.	- - X.
76]	LXXVI.	- - 63.	- - 63.	- - —
77]	LXXVII.	- - 64.	- - 64.	- - XI.
78]	LXXVIII.	- - 65.	- - 65.	- - XIII.
79]	LXXIX.	- - 66.	- - 66.	- - XIV.
80]	LXXX.	- - 67.	- - 67.	- - XXXIII.
81]	LXXXI.	- - —	- - 96.	- - XV.

	Bürcher Angabe.	Bamberger Druck.	Unsre zweite Handschrift.	Quellen der Fabeln.
82]	LXXXII.	- - 68.	- - 68.	Avianus —
83]	LXXXIII.	- - —	- - —	- - XVI.
84]	LXXXIV.	- - 69.	- - 69.	- - XVIII.
85]	LXXXV.	- - 70.	- - 70.	- - —
86]	LXXXVI.	- - 71.	- - 71.	- - XIX.
87]	LXXXVII.	- - 72.	- - 72.	- - —
88]	LXXXVIII.	- - 73.	- - 73.	- - XXII.
89]	LXXXIX.	- - 74.	- - 74.	- - —
91]	XC.	- - 75.	- - 75.	- - XXVI.
90]	XCI.	- - 76.	- - 76.	- - XXIX.
92]	XCI.	- - 77.	- - 77.	
93]	XCI.	- - 78.	- - 78.	
94]	XCIV.	- - 79.	- - 79.	
95]	- - -	- - 80.	- - 80.	
96]	- - -	- - 81.	- - 81.	
97]	- - -	- - 82.	- - 82.	
98]	- - -	- - 83.	- - 83.	
99]	- - -	- - 84.	- - 84.	
100]	- - -	- - 85.	- - 85.	
1]	- - -	- - —	- - 90.	Anony. I.

Ich eile zu dem letztern Punkte dieses Aufsatzes, welcher das Zeitalter unsers ehrlichen Fabeldichters betrifft. — Sein Herausgeber in Zürich, wie bekannt, ist der Meinung, daß er noch „vor den Tagen Friedrichs des Zweiten gelebt habe. Die Sprache“, sagt er, „die Orthographie, die Einfälle, die Ausdrücke, alles verrät einen Verfasser aus dem blühenden Alter der schwäbischen Poesie.“ — Je erfahrener und scharfsichtiger der Kunstrichter ist, der einen solchen Ausspruch thut, von desto größerm Gewichte ist er. Gleichwohl aber ist eine Decision des Geschmacks kein historischer Beweisgrund, und es bleibt immer eine sehr mißliche Sache, Fakta durch Geschmack entscheiden wollen, wenn er auch noch so sicher wäre. Denn wenn andere diesen Geschmack nun nicht haben? Wenn andere z. B. die Sprache des Dichters gar nicht für die Sprache jenes Alters erkennen, das mir überhaupt ein wenig zu sehr nach den französischen Siècles geformt zu sein scheint? Denn Gott weiß, ob die guten schwäbischen Kaiser um die damalige deutsche Poesie im geringsten mehr Verdienst haben als der ihige König von Preußen um die gegenwärtige. Gleichwohl will ich nicht darauf schwören, daß nicht einmal ein Schmeichler kommen sollte, welcher die gegenwärtige Epoche der deutschen Litteratur die Epoche Friedrichs des Großen zu nennen für gut findet! — Der schweizerische Kunstrichter sagt ja selbst: „Wir haben gegenwärtige Fabeln desto lieber vor der

Manessischen Sammlung vorhergehen lassen, weil sie bei ihrer natürlichen Einfalt eine große Leichtigkeit haben, welche sich auch öfters denjenigen verständlich macht, die nur ein flüchtiges Auge darauf werfen, ohne daß sie sich mit den Schönheiten der alten Sprache eine gelehrte Arbeit machen.“ Was heißt das anders, als: die Sprache dieser Fabeln ist nicht die Sprache der ältern Dichter in der Manessischen Sammlung, sondern ein gutes Teil verständlicher, d. i. ein gutes Teil jünger, unsrer igitigen Sprache näher? — Und was will der gelehrte Mann mit der Orthographie jenes Alters? Gibt es denn eine solche? Wenn er das Glück gehabt, einen Codex zu erhalten, in welchem durchaus eine gleichförmige Orthographie beobachtet worden, ist das darum die Orthographie jenes Alters? Finden sich denn nicht selbst in der Manessischen Handschrift fast so viel verschiedene Orthographien als verschiedene Dichter? — Was endlich den Ausdruck, die Einfälle, die ganze poetische Kunst anbelangt, woraus wir schließen sollen, daß unser Fabeldichter der Zeitgenosse der Minnesinger gewesen, so kann ich nicht bergen, daß ein solcher Schluß zu viel Unkunde mit den spätern Dichtern des 14ten und der ersten Hälfte des 15ten Jahrhunderts verrät. Zeiten, welche einen Hugo von Trimberg und einen Herman von Sachsenheim noch gehabt haben, können ja wohl auch einen Fabeldichter hervorgebracht haben wie diesen. Ja, ich schäme mich nicht, zu bekennen, daß die Fabeln, welche in dem Renner zerstreut sind, nach meinem Geschmacke (ich weiß wohl, daß Gellerts Urtheil ganz anders ausgefallen ist) weit lebhafter und unterhaltender erzählt sind als diese vorgegebenen Fabeln des schwäbischen Zeitalters.

Was der schweizerische Kunstrichter von den materiellern Kennzeichen seiner bessern Handschrift sagt, scheint eher noch ein historischer Beweis zu sein. Scheint, sage ich; denn im Grunde ist es doch nur auch dunkle unerklärliche Empfindung. „So viel man,“ sagt er, „aus den Charakteren der Buchstaben urtheilen kann, so ist sie gegen dem Ausgange des dreizehnten Jahrhunderts geschrieben worden.“ Wie wohl stünde es mit der Kenntnis der Handschriften, wenn es in irgend einer Sprache von irgend einer Zeit Buchstabenzüge gäbe, aus welchen sich bis auf ein halbes Jahrhundert das Alter derselben mit Zuverlässigkeit angeben ließe! Freilich müßte es wohl dergleichen geben, und sie würden vielleicht auch zu bestimmen sein, wenn man eine große Menge von Handschriften des nämlichen Landes und der nämlichen Sprache vor sich hätte, deren Folge und Ordnung aus andern unstreitigen Gründen bereits bestimmt wäre. Aber wo ist das? und wo hat man das? Da, wo wir in der Diplomatie igt noch halten, bedarf es schon eines sehr kundigen Mannes, der sich aus den bloßen Zügen der Buchstaben nicht mehr als um ein Jahrhundert irren soll; wie das jeder Gelehrte eingestehen wird, der Erfahrung in solchen Dingen hat und weder sich noch andere betriegen will. —

So ist denn auch bisher schlechterdings noch keine Handschrift von unsern Fabeln bekannt, die sich durch eine ausdrückliche Jahrzahl zu dem 13ten Jahrhunderte legitimierte. Alle übrige, sowohl die zweite der Schweizer als die, welche D. Scherz gebraucht hat, nebst den vieren unsrer Bibliothek, sind wenigstens ein Jahrhundert jünger, ja einige derselben wohl zwei, wie nicht aus bloßer kritischer Schätzung, sondern aus den ausdrücklich beigefügten Jahrzahlen zu erkennen.

Doch ich bin weit entfernt, mich eines ähnlichen Trugschlusses schuldig zu machen und bloß daraus, daß alle Handschriften viel neuer sind, den Dichter selbst für so viel neuer zu erklären. Es sind vielmehr ganz andere Umstände, woraus ich schließen zu können glaube, daß er wenigstens jünger sein müsse als der Verfasser des *Renner's* und vermutlich in der letzten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts geschrieben habe, Umstände, die weniger von Anschein und Geschmack abhängen und fast den Wert förmlicher Zeugnisse haben.

Einmal also, daß unser Fabeldichter jünger als Hugo von Trimberg, der Verfasser des *„Renner's“*, sein müsse, läßt schon Trimbergs Stillschweigen von ihm vermuten. Denn Trimberg schweigt nicht allein von ihm, welches so viel als nichts beweisen würde, sondern schweigt an Stellen von ihm, die gerade der Platz gewesen wären, seiner zu gedenken; an Stellen, an welchen er so vieler andern deutschen Dichter des 13ten Jahrhunderts gedenkt, die zu Anfange des 14ten noch gelesen wurden; an Stellen, wo er die ganze deutsche Lektüre seiner Zeit namhaft macht, zu der unser Fabeldichter wohl unstreitig gehört hätte, wenn er schon vorhanden gewesen wäre. Diese Stellen finden sich auf dem 9ten und 82sten Blatte der einzigen gedruckten Ausgabe des *Renner's* und sind von solcher Wichtigkeit für den deutschen Litterator, daß ich nichts Ueberflüssiges zu thun glaube, wenn ich sie ein andermal mit den nötigen Erläuterungen und Verbesserungen aus den vorzüglichen Handschriften ganz mittheile, die unsere Bibliothek von diesem merkwürdigen Gedichte besitzt. Ich will ich bloß diesen halben Beweis, der aus einem nicht zu verzeihenden Stillschweigen hergenommen wäre, durch einen Zusatz verstärken, wodurch er zu einem ziemlich vollständigen Beweise erwächst.

Nämlich nicht genug, daß Trimberg von unserm Boner nichts weiß: in beiden finden sich Stellen, die sich wie Original zur Kopie verhalten, und die man nur ein wenig genauer ansehen darf, um sich zu überzeugen, daß die Originalität völlig auf Trimbergs Seite ist und folglich Trimberg auch früher geschrieben haben muß. Von diesen Stellen will ich nur die hauptsächlichste wählen, welches die Erzählung von dem Prälaten mit den Birnen ist, die ich bereits unter so mancherlei Gestalt als eine Bonersche Erzählung dem Leser vorgelegt habe. Diese nun hat auch Trimberg, und hat sie so, daß sie sich unmöglich in einem so allgemein bekannten

Werke, als Boners Fabeln seit ihrem Dasein gewesen zu sein scheinen, bereits kann befunden haben. Denn er führet sie ausdrücklich mit den Worten ein:

„Ein war mere ich vernummen han,
Des ich nicht wol vergessen kan,
Das wil ich schreiben, das andre Leut
Dabei sich wollen bessern heut.“

Er hat sie vernommen, d. i., er hat sie nicht aus Büchern, sondern aus mündlichem Berichte; sie schwebt ihm noch in frischem Andenken; er hält sie für wert, zur Belehrung anderer niedergeschrieben zu werden. Drückt man sich so aus von einem Märchen, welches nicht allein in einem Buche zu finden, das in jedermanns Händen ist, sondern auch selbst in diesem Buche nicht zuerst vorkommt? Denn wie wir gesehen haben, fängt dieses Märchen beim Boner überall an:

„Von einem Bischof liest man das.“

Man liest, und ich habe vernommen: aus diesen Worten allein ist klar, wer mit des andern Kalbe gepflüget oder wenigstens pflügen können. Denn da Boner alle seine Fabeln aus dem Lateinischen genommen zu haben vorgibt, so kann ich freilich nicht so geradezu behaupten, daß er wenigstens diese aus dem Deutschen des Trimbbergs habe. Aber was er nicht unmittelbar von ihm hat, kann er ihm wenigstens mittelbar zu danken haben. Ein späterer lateinischer Versifyer kann sie aus dem Renner übersetzt und damit den Anonymus des Revelet vermehret haben. Und daß es einen solchen spätern Vermehrer dieses Anonymus gibt, will ich an seinem Orte zeigen. Ist will ich die Erzählung selbst nach Trimbbergs Vortrage nur ganz hersetzen, um urteilen zu lassen, ob ihre Originalität auch nicht durch ihre innere Güte bestätigt wird.

„Ein war mere ich vernummen han,
des ich nicht wol vergessen kan,
Das wil ich schreiben, das andre leut
dabei sich wollen bessern heut.
Do ein prelate ze imal sas,
und mit seinen gesten as,
Ein schenkart das wart im gesant
mit birn. do sprach er zu hant
Wer behelt mir das schenkar
mit disen birn one var,
Das ir keine werd verloren?
Ob das geschech, das wer zoren.
Si sprachen, das tu ewer schwester son.
Wer solt es billicher denn er ton?
Nein, sprach er, der ist ein tor.
Er nem vil leicht der besten vor,

Und lies mir die bösten ligen.
 Damit ward der red geswigen.
 Nu sas ein geistlich man do bei,
 Der sprach diss: dir geklaget sei
 Got herre, das man den nicht sol
 Zu sechzig birn getrawen wol,
 Dem tausend sele entpholen sind!
 Ein reich pharre het das tint,
 Dem man zu den birn nicht
 Getraut, als leider me geschicht,
 Das selen bas feiler sind den birn.
 Des unbild geht mir in mein hirn."

In 28 Zeilen erzählt Trimberg, wozu sich Boner an die 70 nimmt. Und fehlt es dieser Kürze darum an Klarheit? Kollt nicht alles hier weit besser und überraschender als dort? Welcher Erzähler ist nicht weitschweifig und wässrig? und welches Kennzeichen der Ursprünglichkeit ist sichrer als die Anwendung gerade nur so vieler Worte, als eben zum vollständigen Ausdrucke unentbehrlich sind?

Und nun bediene ich mich abermals einer einzeln Fabel beim Boner, um sein Alter noch genauer zu bestimmen und zu erhärten, daß er wohl nicht früher als gegen das Ende des 14ten Jahrhunderts möge geschrieben haben. Ich meine die bekannte Fabel Vom Müller, seinem Sohne und ihrem Esel, über die vor zwanzig Jahren zwischen Franzosen und Deutschen ein kleiner Streit vorfiel, welche von beiden Nationen sich die Erfindung derselben zueignen könnte.*) Daß es eine deutsche Erfindung sei, blieb ausgemacht, es sei nun, daß sie Camerarius, wie Gottsched wollte, aus unsers Boners alten deutschen Fabel entlehnt habe oder aus den Facetias Poggii, wie ein Franzose für wahrscheinlicher hielt. Denn Poggius selbst bekennet in der Einleitung derselben, daß sie sich aus Deutschland herschreibe, und eben diese Einleitung ist es, die mir zu meiner Absicht hier dienen soll. Dicebatur, schreibt Poggius,**) inter Secretarios Pontificis, eos qui ad vulgi opinionem venirent, miserrima premi servitute, cum nequaquam possibile esset, cum diversa sentirent, placere omnibus, diversis diversa probantibus. Tum quidam ad eam sententiam fabulam retulit, quam nuper in Alemannia scriptam pictamque vidisset. Senem, ait, fuisse . . . und wie die besagte Fabel daselbst weiter lautet, die bei unserm Boner die 52ste ist in der Ausgabe der Schweizer. Wer sieht nicht, daß hier die Worte in Betrachtung

*) Die Aufsätze, in welchen dieser Streit geführt wurde, sehe man im „Journal Etranger“ und in Gottscheds Neuesten vom Jahre 1756. Die mancherlei Zusätze und Berichtigungen, deren sie fähig sind, werde ich an einem andern Orte anzeigen.

**) Auf dem XI. Blatte der Straßburger Ausgabe von 1511.

kommen: quam nuper in Alemannia scriptam pictamque vidisset, und besonders das nuper? Das nuper zwar ist sehr bald zu bestimmen. Denn aus der Schlußrede des Poggius zu seinen Facetiis erhellet, daß diese Schmurren aus den vertraulichen Gesprächen entstanden, die er während der Regierung Papst Martinus' V., also von 1417 bis 1431, mit einigen Freunden in dazu eigentlich bestimmten Zusammenkünften gehalten. Also auch von 1417 an gerechnet, kann nuper keine ältere Zeit als den Anfang des 15ten oder das Ende des 14ten Jahrhunderts bedeuten, und das wäre es eben, was ich wollte. Eine Fabel, von der es frühstens um 1417 heißt, daß sie vor kurzem, nuper, erfunden worden, ist Beweis genug, daß die ganze Sammlung, worin sie sich befindet, nicht älter sein kann. Aber nun ist die Frage: heißen denn die Worte zusammen auch notwendig das, quam nuper in Alemannia scriptam pictamque vidisset? Ist nuper nicht eben so wohl zu vidisset zu ziehen als zu scriptam pictamque? Muß eine Sache, die man erst neulich gesehen hat, auch schlechterdings erst neulich gemacht sein? Wahrlich nicht, und dieses ist abermals ein Beweis, wie zweideutig die liebe lateinische Sprache ist. Indes, was an diesem Exempel für mich das Beste ist, ist dieses, daß der doppelte Sinn, der darin liegt, nicht weit aus einander sein kann. Was Poggius selbst oder sein Bekannter in der Art, an der sie so reich, mit der sie so bekannt waren, erst neulich gesehen hatte, geschrieben und gemalt gesehen hatte, muß wohl auch erst neulich gemacht sein, wenigstens nicht sehr viel früher, weil es wohl sonst schon längst zu ihrer und ihresgleichen Kenntniß gekommen wäre. Nichts breitet sich leichter und geschwinder aus als Hiftörchen, die eine unstreitige Wahrheit auf eine so sinnreiche Art unsrer Anschauung darstellen. Ich sagte: „Poggius selbst oder sein Bekannter“; denn es wäre möglich, daß Poggius hier von sich selbst in der dritten Person spräche. Er war, wie bekannt, während des Konziliums zu Konstanz in diesen Gegenden von Deutschland gewesen und hatte die Bibliotheken der Klöster mit vielem Nutzen durchsucht. Da konnte ihm denn leicht in mehr als einer eines von den oben beschriebenen Exemplaren der Bonerschen Fabeln mit Gemälden zu Gesichte gekommen sein, auf die er mir so deutlich durch das scriptam pictamque anzuspielen scheint.

Noch muß ich eine Kleinigkeit mit einem Worte berühren, die jedoch hier so gar Kleinigkeit nicht ist. Was mich in der Meinung bestärket, daß Boner nicht früher als in der letzten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts könne gelebt haben, ist dieses, daß er sich nicht Boner, sondern Bonerius nennet. Denn ich denke, es ist ausgemacht, daß der Gebrauch, seinem deutschen Namen eine lateinische Endung zu geben, erst um diese Zeit aufgekommen ist, als der Vorläufer der noch pedantischen Sitte, ihn nach seiner Bedeutung in eine gelehrte Sprache zu übersetzen, welche gegen das sechzehnte Jahrhundert und weiterhin so annehmlich befunden wurde.

Nachschrift.

Ich darf diese zweite Entdeckung über die sogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger nicht in die Welt schicken, ohne Gottscheden, mit dem ich es so vielfältig darin zu thun habe, eine Gerechtigkeit zu erzeigen, die er sich selbst widerfahren zu lassen, wenn er noch lebte, ohne Zweifel nicht ermangeln würde. Ich habe nämlich geglaubt, daß er von unsern Handschriften dieser Fabeln nicht mehr wisse, als er gelegentlich im Brachmond 1756 seines Neuesten aus der anmutigen Gelehrsamkeit beibringen wollen. Nun aber finde ich, leider zu spät, daß er schon zehn Jahre vorher ein Programm *De quibusdam Philosophiae Moralis apud Germanos antiquiores speciminibus* geschrieben, aus welchem zu ersehen, daß er auch den alten Bamberger Druck gekannt, von welchem ich am ersten anzumerken geglaubt, daß er die nämlichen Fabeln enthalte, welche Scherz zu allererst herauszugeben vermeinte. Wie nachlässig er aber diese Entdeckung genügt, wie sorglos er eben daselbst nicht nur die Fehler in Ansehung unserer Handschrift begangen, die ich an seinem Neuesten gerügt, sondern auch wie viel plumper diese Fehler dort erscheinen, mag selbst nachsehen, wer Lust und Gelegenheit dazu hat. Ich kann mich nur nicht genug wundern, theils wie den Schweizern so viel früher die Gottschedische Anzeige unbekannt bleiben können, theils wie Gottsched es versäumen können, als die Ausgabe der Schweizer erschien, es der Welt mit seiner gewöhnlichen Bescheidenheit anzuzeigen, wie viel diese Herausgeber schon längst von ihm hätten lernen können. Aber so ging es damals: jeder schimpfte auf den andern, und keiner las den andern.